

Wo Religionen Frieden stiften

Eine kleine Auswahl religiös motivierter Friedensprojekte in aller Welt zum Anklicken





Vetluzhsky, Russland: Hinduisten fordern in einem Meditationszentrum eine »einheitliche Weltanschauung aller Religionen« / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Russische Hindus und ein Garten voller Blumen

In der Weite Russlands, dort, wo auf der Landkarte alles grün ist und kaum Dörfer und Straßen zu sehen sind, werben Hindus für religiöse Offenheit

Von Caroline Schmidt



Divya Loka: Eine grüne Oase, die für russische Hinduisten ein Ort ist, von dem Frieden für die Welt ausgehen soll.

Inmitten von Feldern und Wald steht es, das hinduistische Zentrum *Divya Loka*. Es ist ein Ashram, ein klosterähnliches Meditationszentrum, und befindet sich im Vetluzhsky-Gebiet, fast 700 Kilometer nordöstlich von Moskau. Gegründet wurde es 2001 unter der spirituellen Leitung des russischen Yoga-Lehrers und Mönchs Swami Vishnudevananda Giri Ji Maharaj.

Die russischen Divya Loka-Mitglieder halten in ihren Tempeln allerdings nicht nur Yoga-Stunden und Treffen ab, bei denen sie unter sich bleiben. Sie treten ganz gezielt auch in einen Dialog mit anderen religiösen Gruppen und Individuen, zum Beispiel mit dem Erzbischof der russisch-orthodoxen Kirche, Vladislav Antsibor. Sie nehmen an interreligiösen Tagungen wie der »Brüderschaft der Religionen« teil oder initiieren Diskussionen wie den »Runden Tisch der Toleranz«. Und auch international tauscht Divya Loka sich mit anderen Hindus, Buddhisten, Juden und Christen aus. Die große Toleranz und Offenheit gegenüber unterschiedlichen Kulturen und Traditionen lassen immer wieder neue Kooperationen zwischen Divya Loka und anderen religiösen Gemeinschaften entstehen.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



FOTO: DIVYALOKA.RU

Ein buntes Friedentreffen: Die Mitglieder der Divya Loka fordern ein gemeinsames Auftreten aller Religionen.

Swami Vishnudevananda Giri Ji Maharaj verglich die Vielfalt der Religionen einmal mit einem Garten voller verschiedener Blumen, der besser und schöner sei als ein Garten, der nur aus Rosen bestehe. Und er wird mit den Worten zitiert: »Man sollte nicht über eine religiöse Einheit diskutieren, sondern über eine einheitliche Weltanschauung aller Religionen.«

Divya Loka setzt sich für gemeinsame ethische Ansichten und Werte in der Welt ein und fordert einen respektvollen Umgang. Das bringen die Glaubensanhänger in ihren Vorträgen immer wieder zum Ausdruck. Durch ihren Einsatz für eine friedlichere Welt und ihre Begegnung mit anderen Religionsgemeinschaften haben sie in einem Land, in dem die russisch-orthodoxe Kirche dominiert, ein hohes Ansehen erlangt.



Jerusalem, Israel: Ein Mann, der sich für den Frieden engagiert, wird zum Ausgegrenzten - und bleibt seinen Idealen dennoch treu / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Der Tabubrecher

Weil Mohammed Dajani Daoudi mit palästinensischen Studenten nach Auschwitz fuhr und sich für Versöhnung zwischen Juden und Muslimen einsetzt, wird er von allen Seiten angefeindet. Ein Porträt

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



Mohammed Daoudi: Von seiner Universitätsleitung wurde der Professor zum Rücktritt gedrängt.

Wie ein Revolutionär sieht Mohammed Dajani Daoudi eigentlich nicht aus. Schwarzer Anzug, gemusterte Krawatte, kurze, graue Haare, eine unauffällige Brille. Der knapp 70-jährige strahlt die Ruhe selbst aus. Und doch kann man Dajani als Revolutionär bezeichnen. Denn der muslimische Professor aus Jerusalem hat ein Tabu-Thema der arabischen Welt aufgegriffen: Den Holocaust.

Dass er als muslimischer Araber gemeinsam mit einem jüdischen Amerikaner ein Essay schrieb, in dem er forderte, der Holocaust müsse an palästinensischen und arabischen Schulen im Unterricht behandelt werden, sorgte bereits für Aufsehen. Im März vergangenen Jahres reiste er dann mit 27 palästinensischen Studenten nach Auschwitz. Das Projekt brachte sowohl palästinensische als auch jüdische und deutsche Studenten zusammen; auch ein Besuch im Bethlehemer Flüchtlingslager Deheische gehörte dazu. »Der erste Schritt ist ein Perspektivwechsel«, erklärte Dajani. Er ist überzeugt: Verständnis für das Leid der Anderen zu wecken, hilft auf dem Weg zu Versöhnung.



Dajani wurde 1946 in Jerusalem geboren; er entstammt einer bekannten arabischen Familie. Seine Eltern schickten ihn auf eine englischsprachige, von den Quäkern geführte Schule. Später ging er zu einem Ingenieurs-Studium auf die Amerikanische Universität nach Beirut. Doch Mohammed Dajani Daoudi war kein Friedensmann der ersten Stunde. Im Gegenteil: In jungen Jahren war er Mitglied der sozialistischen *Fatah*, ein radikaler, kompromissloser Denker. Doch als er nach einem Studium der Politischen Ökonomie in den USA nach Jerusalem zurückkehrte, hatte er seinen Kurs längst geändert: Aus



Am Ort des Grauens: Mit einer Gruppe palästinensischer Studenten besuchte Daoudi das ehemalige KZ Auschwitz.

der *Fatah* war er ausgetreten, stattdessen setzte er auf Dialog und Verständnis. »Vom Hardliner zum Friedensstifter«, titelten die Medien.

Ein Wendepunkt war für ihn der Umgang der Israelis mit seinen kranken Eltern. In israelischen Krankenhäusern wurden die beiden Araber zum Erstaunen des jungen Dajani nicht diskriminiert, sondern genauso behandelt wie jüdische Patienten auch. Das brachte ihn ins Nachdenken. »Ich war verwirrt. Verwirrt darüber, dass meine Feinde ihr Bestes gaben, um meiner Mutter und meinem Vater zu helfen«, sagte Dajani der *New York Times*. »Ich begann, eine andere Seite an meinem Feind zu entdecken, eine menschliche Seite.«

2007 gründete Dajani gemeinsam mit seinem Bruder die Organisation *Wasatia*, was auf Arabisch so viel bedeutet wie »Mäßigung« oder »Mittelweg«. Er möchte damit die islamischen Werte der Gewaltfreiheit und des Kompromisses verbreiten. Die Ziele der Organisation: eine

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



liberale Auslegung des Korans, eine Zwei-Staaten-Lösung, die Anerkennung des Staates Israel. »Der Koran fordert uns auf, uns Wissen anzueignen«, erklärt Dajani. Das bedeutet für ihn auch das Wissen um die Geschichte der Anderen. Und so organisiert *Wasatia* Seminare und Konferenzen für Vertreter beider Völker und Religionen.

Vor wenigen Wochen veröffentlichte Dajani einen Artikel für den arabisch-englischen Blog *Fikra Forum*. Darin ruft er die Muslime weltweit dazu auf, sich einzusetzen im Kampf gegen Extremismus. Und erinnert seine Glaubensbrüder daran, dass der Prophet Mohammed selbst zur Mäßigung aufrief. »Moderate Muslime dürfen keine Zuschauer bleiben«, fordert er.

An der *Al-Quds-Universität* in Ostjerusalem leitete Dajani die Professur für Amerikanistik – bis zum vergangenen Sommer. Denn seine Reise nach Auschwitz mit den Studenten sorgte für Schlagzeilen. Dajani wurde als Verräter, als Kollaborateur mit den israelischen Besatzern bezeichnet. Gerüchte machten die Runde, die Reise sei von Israel finanziert gewesen, er wolle seinen Studenten israelischer Propaganda aussetzen. Der einst beliebte Professor erhielt hasserfüllte Mails und Drohbriefe, sein Büro wurde verwüstet, es gab zahlreiche Proteste gegen ihn. Und sein Arbeitgeber, die Universitätsleitung, distanzierte sich von ihm. Dajani war fassungslos. Im Mai 2014 reichte er seinen Rücktritt ein – ging jedoch noch immer davon aus, dass die Universität diesen nicht akzeptieren würde. Das war ein Irrtum. Dajani musste zurücktreten, aber einschüchtern ließ er sich nicht – auch weil das Interesse unter seinen Studenten groß war: 70 Hochschüler hatten sich für die Fahrt nach Auschwitz beworben, nur 30 konnten mit.

Der Mann, der sich selbst als unverbesserlicher Optimisten bezeichnet, setzt seinen Weg unbeirrt fort. Zur Frage, ob die Exkursion nach Auschwitz ein Fehler war, bekannte er auf Facebook: »Ich bereue das Unternehmen nicht für eine Sekunde und werde es bei nächster Gelegenheit wiederholen.«



Phnom Penh, Kambodscha: Ein Friedensmarsch durch das Land soll helfen, die Wunden der Vergangenheit langsam heilen zu lassen / *mehr*

[← zurück zur Übersichtskarte](#)

Wenn der Frieden in Sandalen kommt

In Kambodscha findet jährlich ein Friedensmarsch statt. Dieses Jahr wird dieser »Pilgerweg der Wahrheit« im November beginnen und bis nach Indien und Nepal führen

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



FOTO: COMMONS.WIKIMEDIA.ORG

Teilnehmer des »Pilgerweg der Wahrheit«: Alljährlich ziehen sie durchs Land, um für Frieden zu werben.

Sie sind in dünnen Sandalen unterwegs, die Mönche und ihre Anhänger, die hunderte von Kilometern quer durchs Land laufen, um ein Zeichen zu setzen gegen Hass und Gewalt, für Frieden und Versöhnung. Eine wogende Masse aus orangen und weißen Mönchsgewändern. Am Wegesrand segnen sie Dorfbewohner, beten, besuchen Schulen, Ortschaften und Tempel, um ihre Botschaft vom Frieden zu möglichst vielen Menschen zu tragen. Gehen wird für sie zu einem spirituellen Moment, einen Fuß vor den anderen setzen zu einem religiösen Erlebnis.

Kambodscha ist ein Land, in dem es Schätzungen zufolge mehr Landminen als Menschen gibt. Seine Bewohner kämpfen noch immer mit den psychischen und physischen Folgen des grausamen Pol-Pot-Regimes der 1970er Jahre. Rund 65.000 Mönche lebten hier einmal. Nur etwa dreitausend von ihnen überlebten den Massenmord der Roten Khmer. Einer von ihnen ist Maha Ghosananda. Er rief 1992 den Friedensmarsch *Dhammayietra* ins Leben, der auch »Pilgerweg der Wahrheit« genannt wird. Seitdem

[zurück](#)

1/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



wandeln jährlich hunderte und tausende Menschen auf seinen Spuren. Maha Ghosananda, der 2007 verstarb, wurde von vielen als der »Gandhi Kambodschas« bezeichnet.

Sein Pilgerweg war und ist kein harmloses Unterfangen. Zu der allgegenwärtigen Gefahr durch Landminen kommen politische Spannungen: 1994 wurden zwei Menschen erschossen, als es zu einem Gefecht zwischen Regierungssoldaten, die die Marschierenden schützen sollten, und Truppen der Roten Khmer kam. Seitdem dürfen nur Zivilpersonen mitpilgern, das Tragen von Waffen, Uniformen und parteipolitischen Abzeichen ist verboten, und jeder Teilnehmer muss vor dem Marsch ein Vorbereitungsseminar absolvieren und sich zu Gewaltlosigkeit und strikter politischer Neutralität bekennen.

»Die Pilger ziehen bewusst durch Kampfgebiete und Krisenregionen, durch Städte und über das Land. Überall



Der Gründer Ghosananda: »Wir werden die Waffen der liebevollen Güte auf die Menschen abfeuern.«





spenden sie den Menschen Segen, egal ob Soldat oder Zivilperson, ob Rote-Khmer-Anhänger oder Flüchtling. Strikt lehnen sie zwar die Kämpfe und Repressionen ab, doch verurteilen sie niemals die Personen selbst. Die Botschaft ist deutlich: Versöhnung ist möglich!«, schreibt der Politikwissenschaftler und Friedensforscher Markus A. Weingardt in seinem Buch »Was Frieden schafft«.

Maha Ghosananda formulierte die Idee des Friedensmarsches wie folgt: »Wir werden die Waffen der liebevollen Güte auf die Menschen abfeuern. Die Armee des Buddhas wird strikte Neutralität wahren. Achtsamkeit wird unsere Rüstung sein. Wir werden eine so mutige Streitmacht sein, dass wir uns von der Gewalt abwenden werden. Unser Ziel wird es sein, dem Leid ein Ende zu setzen. Wir werden uns für Einheit, Freiheit und eine internationale Politik der Freundschaft einsetzen. Wir werden in der Zukunft damit fortfahren, die geistige Grundlage des Friedens zu erweitern.«

2011 taten sich kambodschanische und thailändische Mönche zusammen und demonstrierten mit ihrem Friedensmarsch gemeinsam gegen den bewaffneten Konflikt ihrer beiden Länder. Im vergangenen Jahr waren die rund 150 Teilnehmer einundzwanzig Tage unterwegs: Von der im Zentrum Kambodschas gelegenen Stadt Kampong Thom bis nach Prasat Preah Vihear, den im Norden befindlichen Ruinen von Angkor Wat. 375 Kilometer, auf denen sie für Liebe, Mitgefühl, Ehrlichkeit, Großzügigkeit und Toleranz warben. Die von Maha Ghosananda initiierte Friedens- und Versöhnungsbewegung habe sich, so Friedensforscher Weingardt, »zu einer wichtigen moralischen Kraft und unüberhörbaren politischen Stimme in Kambodscha entwickelt.«

Gemeinsam mit dem Dalai Lama, dem vietnamesischen Schriftsteller und Mönch Thich Nhat Hanh sowie dem thailändischen Soziologieprofessor Sulak Sivaraska gründete Maha Ghosananda 1989 das »Internationale Netzwerk Engagierter Buddhisten«.





Israel/Palästina: Ein Geschichtsbuch soll die Perspektive der anderen Seite aufzeigen, doch die Regierungen sehen darin eine Gefahr / *mehr*

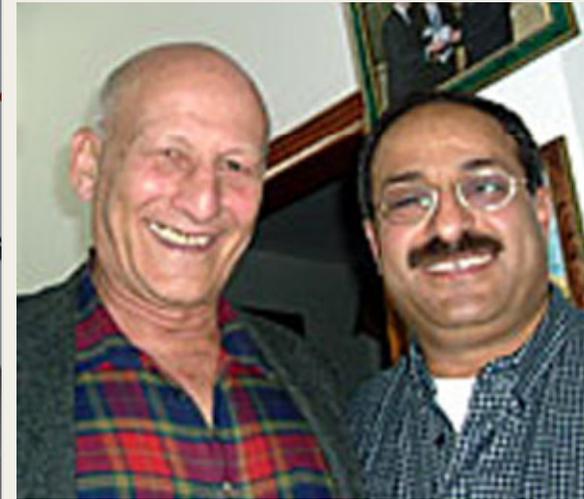
[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Mit dem Blick des Anderen

Ein israelisch-palästinensisches Geschichtsbuch will einen Perspektivwechsel ermöglichen. Es stellt arabische und jüdische Lesarten der Geschichte einander gegenüber

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



Dan Bar-On (links) und Sami Adwan: Gemeinsam arbeiteten sie an einem Geschichtsbuch für Schüler.

Die Idee hinter dem israelisch-palästinensischen Schulbuch ist einfach: Schülerinnen und Schüler sollen erfahren, wie »die andere Seite« geschichtliche Ereignisse wahrnimmt. Bestes Beispiel ist ein historisches Datum: Der 14. Mai 1948, der Gründungstag des Staates Israel. Während er für die Israelis ein Nationalfeiertag ist, gedenken Palästinenser der vielen Vertriebenen und bezeichnen diesen Tag als »Nakba«, Katastrophe.

Dan Bar-On und Sami Adwan, den Ideengebern des Geschichtsbuches, ging es nicht darum, »die Wahrheit« darzustellen. Denn wo liegt die schon? Stattdessen sollten beide Darstellungen gleichberechtigt ihren Platz finden. »In unserer Analyse der palästinensischen und der israelischen Stundenpläne haben wir festgestellt, dass beide Seiten jeweils nur eine Seite der Geschichte erzählen. Es besteht nicht einmal die Absicht, dem



jeweiligen Gegenüber zuzuhören, zu verstehen, wie die andere Seite denkt«, erklärt der palästinensische Professor für Erziehungswissenschaften Sami Adwan. Das wollte er gemeinsam mit Dan Bar-On, einem israelischen Psychologen, ändern.

Adwan und Bar-On, der 2008 verstarb, verband eine langjährige Freundschaft. 1998 gründeten sie ein Friedensinstitut für den Nahen Osten: *PRIME (Peace Research Institute in the Middle East)*. Die Freundschaft der



FOTOS: PATAK-IMAGES/PAUL ALMASY, PA/AGG-IMAGES

Für mehr Verständnis: Das Buch zeigt die israelische Staatsgründung und palästinensische Flüchtlinge

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



beiden Männer trug maßgeblich zur Entstehung des Geschichtsbuches bei.

Bar-On schrieb kurz vor seinem Tod: »In Zeiten von Krieg und Konflikt neigen Gesellschaften dazu, ihre Erzählungen als die einzig richtigen und moralisch überlegenen anzusehen.« Es war sein Ziel, dazu einen Gegenpol zu schaffen: ein Buch, das beide Seiten einer Medaille sichtbar macht. Das Ergebnis: Ein 300-seitiges Schulbuch mit dem Titel »**Das historische Narrativ des Anderen kennenlernen**«. Die Struktur ist simpel: Auf der linken Seite steht die israelische Sicht, auf der rechten die palästinensische, und dazwischen ist Platz für eigene Gedanken.

In Deutschland ist ein solches Projekt nicht unbekannt: Zwischen 2003 und 2010 entwickelten Historiker und Schulbuchexperten ein deutsch-französisches Geschichtsbuch. Der Unterschied: In Europa geschah dies mit der Unterstützung der jeweiligen Regierungen. Im Nahen Osten hingegen liefen die Regierungen Sturm. Während Friedensbewegungen auf beiden Seiten jubelten, verboten die Bildungsministerien das Buch für den Unterricht – allerdings erst, nachdem es schon einige Zeit in Umlauf war. Der israelischen Zeitung *Haaretz* zufolge hatte die Palästinensische Autonomiebehörde das Buch zunächst genehmigt, dann jedoch aufgrund der großen öffentlichen Diskussion und dem Verbot in Israel diese Genehmigung zurückgezogen. Zu groß ist wohl auf beiden Seiten die Angst, dass zu viel Wissen und möglicherweise Verständnis für die andere Seite die harten Fronten aufweichen könnte.

Einige Schüler der israelischen *Sha'ar Hanegev High School*, die bereits mit dem Buch gearbeitet hatten, wandten sich in einem wütenden Schreiben an das Bildungsministerium und verlangten eine Erklärung. Doch die blieb aus. Grund zur Hoffnung gibt es dennoch: Einige Lehrer auf beiden Seiten arbeiten laut dem Magazin *Fluter* heimlich oder außerhalb des offiziellen Unterrichts damit.

Unter der Federführung von Sakino Sternberg, die das »Dan Bar-On International Dialogue Center« in Berlin leitet, wird das Geschichtsbuch derzeit ins Deutsche übersetzt und soll voraussichtlich im März 2015 erscheinen.



Yerevan, Armenien: Ein Mann wandert durch die Welt und will Frieden schaffen. Manchmal, meint er, geschieht das einfach nur durch Stille / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Die Kraft der Stille

Thomas Heinrich Schmöckel wandert seit drei Jahren durch die Welt. Seine Mission: Frieden finden und Frieden stiften. Sein Ziel: Südostasien. Ein Gespräch mit einem Friedenspilger

Von Sebastian Balcerowski



Ein fröhlicher Pilger: Thomas Heinrich Schmöckel ist kürzlich in Teheran angekommen.

»Steppps - Friedenspilgern« heißt das Projekt. 2012 hat Thomas Heinrich Schmöckel mit seiner Wanderung für den Frieden begonnen. Von Süddeutschland aus will er in sechs Jahren bis zu 20.000 Kilometer zurücklegen, um nach Indien, Tibet und Myanmar zu gelangen. Unterwegs schließen sich immer wieder Weggefährten an. Die Karpaten, Bulgarien, die Türkei und Armenien hat Schmöckel bereits durchquert - nun ist er auf dem Weg nach Teheran.

Publik-Forum: *Ihr Ziel ist es, im Innen und im Außen Frieden in den Menschen zu wecken. Wie machen Sie das konkret?*

Thomas H. Schmöckel: Schritt für Schritt, Atem für Atem. Ob alleine oder als Gruppe, ich, wir, gehen und schweigen, um im Moment zu sein, im Hier und Jetzt. Ziel der Wanderung ist das Pilgern an sich. Mit jedem Schritt nehmen wir wahr, wo wir gehen und die Erde berühren, die Luft, die wir atmen. Diese Präsenz führt zu Frieden und kriert Frieden. Das ist der spirituelle Teil. Abends begegne ich dann den Menschen entlang des Weges: Jeden



Abend klopfe ich irgendwo und bitte um Unterkunft und Essen. Hier entstehen Gespräche, die das Bewusstsein erweitern, und es entsteht ein Miteinander. In der Stille passiert manchmal viel mehr als im Gespräch, denn die Sprache reicht nicht immer aus.

Gerade in Armenien mit seiner von Leid geprägten Geschichte reicht Stille aber wohl nicht immer aus, um Frieden zu stiften, oder?

Schmöckel: Ich habe mit den Menschen auf türkischer und armenischer Seite über das Thema Genozid gesprochen. Dabei zeigten sich alte, tiefliegende Wunden auf beiden Seiten. Ein Miteinander ist dringend nötig. So habe ich Grüße bestellt, von der Türkei nach Armenien und andersherum, oder Menschen angeregt, sich auf Facebook zu verbinden. Ich merke, wie die türkisch-armenische Kommunikation langsam ihren Lauf nimmt...

Was gab den Anstoß für Sie, eine solche Friedenswanderung zu unternehmen?

Schmöckel: Die Idee zu dieser Wanderung hatte ich schon 1988. Damals habe ich das Buch »Essener Erinnerungen. Die spirituellen Lehren Jesu« gelesen, und seitdem war mir klar, dass ich von Deutschland bis nach Indien wandern würde, wenn ich 50 Jahre alt bin. Es war aber viel mehr als eine Motivation: Eher ein Erinnern, was ich zu tun habe, wenn ich hier auf der Erde bin. 2012 war es dann soweit: Ich wurde 50.

Welcher Moment wird Ihnen von Ihrer Zeit in Armenien besonders in Erinnerung bleiben?

Schmöckel: Zum Beispiel der Besuch eines Waisenheims. Ashot, der Leiter, hat vor zwanzig Jahren obdachlose Kinder auf der Straße »eingesammelt«. Jetzt sind die meisten von ihnen schon groß, viele haben eine eigene Familie. Ashot plant nun ein ganzes Dorf, um sozusagen als Großvater weiter auf seine Schützlinge und ihre Familien acht zu geben. Ich plane, im Sommer beim Entstehen dieses Dorfes mitzuhelfen.

Frieden bedeutet für Sie »Harmonie mit sich und dem Universum«. Wie drückt sich dieses Gefühl für Sie aus?

Schmöckel: Frieden zu haben oder zu finden, im Außen und im Innen, muss beinhalten, auf einer spirituellen Ebene mit allem in Kontakt zu sein. Nun könnte ich hierfür auch den Begriff Gott oder Allah verwenden, aber das würde sofort Missverständnisse auslösen, weil die meisten Menschen Gott beziehungsweise Allah überwiegend im



Außen verstehen, außerhalb von uns. Besser ist vielleicht der Begriff Allheit. So wie die Erde, auf der wir leben, ein Teil des Universums ist und nicht getrennt davon, so ist auch Gott nicht getrennt von uns und der Mensch ein Teil des Ganzen. Um das zu erkennen, muss unsere Wahrnehmung sich auf eine andere Ebene begeben, sie muss aufsteigen zu einem größeren Bewusstsein. Harmonie oder Frieden mit sich selbst ist die Voraussetzung für den sogenannten äußeren Frieden.

Sie sprechen von Gott, Allah... Was ist Ihre Religion?

Schmöckel: Ich bin der Überzeugung, dass uns Religion bestenfalls dahin bringt, von ihr frei zu werden, weil wir in der Lage sind, selbst zu verstehen. Wenn wir die Wahrheit selbst erkennen, hat sich Religion erübrigt. Wir erleben in uns die wahren Regeln des Lebens und leben sie.

Zum Weiterlesen: Annelie Tacke: »In den Fußspuren des Buddha. Auf Pilgerreise für den Frieden«, 320 Seiten, tao.de in J. Kamphausen (2014), 16,99 Euro.



Belfast, Nordirland: Mairead Corrigan und Betty Williams waren erst Anfang Zwanzig, als sie in Nordirland für den Frieden kämpften / mehr

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

»Wir wollen leben und lieben«

Zwei Frauen aus Nordirland geben den Anstoß zu einer großen, ökumenischen Friedensbewegung: Mairead Corrigan und Betty Williams. Die beiden Christinnen sind bis heute in der Friedensarbeit aktiv

Von Thomas Seiterich



Gründeten die »Gemeinschaft der Friedensleute«: Mairead Corrigan (links) und Betty Williams im Jahr 1976.

Zwei Frauen aus Nordirland – ein gemeinsamer, gewaltfreier Kampf: Mairead Corrigan, geboren 1944, wächst als zweites von sieben Kindern in bescheidenen, katholischen Verhältnissen in Belfast auf. Ihr Vater ist Fensterputzer, die Mutter Hausfrau. Als sie dreizehn ist, zieht die Familie nach Andersonstown ins Ghetto, in ein rein katholisches, sozial benachteiligtes Wohnviertel in Belfast.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Betty Williams, geboren 1943, wächst ebenfalls in Belfast auf, doch rein katholisch ist ihre Familie nicht: Sie ist die Tochter eines protestantischen Vaters und einer Katholikin, deren Vater Jude war. Sie leben in ärmlichen Verhältnissen. Der Vater arbeitet im Metzgerladen, die Mutter ist Hausfrau.

Das ABC lernen beide Mädchen in katholischen Volksschulen. Später ist ihre Lebenswelt bestimmt durch den Nordirlandkonflikt. Der asymmetrische Krieg zwischen der Untergrundarmee IRA und der British Army und nordirisch-protestantischer Guerilla scheint ausweglos. Da gründen die beiden jungen Frauen die erfolgreiche *Community of Peace People*, die *Gemeinschaft der Friedensleute*, die mit gewaltloser Macht überkonfessionell für den Frieden in Nordirland arbeitet. Anlass ist die Tötung dreier kleiner Kinder am 10. August 1976. Einige Tage nach der Beerdigung treffen sich Betty Williams und Mairead Corrigan und verfassen eine Erklärung zum Frieden: die *Declaration of Peace People*. Sie besteht aus wenigen einprägsamen Formeln und bildet die Basis der großen, ökumenischen Friedensbewegung, die schließlich den Nordirlandkrieg überwindet. Die Erklärung beginnt mit den Worten: »Wir wollen leben und lieben und eine gerechte und friedliche Gesellschaft aufbauen«.

Im Jahr 1976 erhalten die beiden Frauen den Friedensnobelpreis. Bis heute sind sie Friedensstifterinnen. Betty Williams wandert zunächst in die USA aus und setzt sich von dort für internationale Friedensprojekte ein, insbesondere in Myanmar und Osttimor, bis sie 2004 in ihre Heimat Nordirland zurückkehrt. Mairead Corrigan reist durch die Welt: Kurz nach Ausbruch des Dritten Golfkrieges nimmt sie an einer *pax-Christi*-Demonstration vor dem Weißen Haus teil und wird von der Polizei festgenommen. In Israel protestiert sie mit einer internationalen Gruppe gegen den Bau der Mauer in den besetzten palästinensischen Gebieten, ist Tränengas-Attacken ausgesetzt und wird 2007 vom israelischen Militär durch ein Gummigeschoss am Bein verletzt. Doch entmutigen lässt sie sich nicht: Im Mai 2010 nimmt sie an einer Aktion der pro-palästinensischen Bewegung *Free Gaza* teil.



Buenos Aires, Argentinien: Frauen sind es, die in Argentinien eine der machtvollsten Friedensbewegungen schufen / *mehr*

[← zurück zur Übersichtskarte](#)

Die Katholikin mit dem weißen Kopftuch

Argentinische Frauen bieten dem Militärregime die Stirn. Mit weißen Kopftüchern und der öffentlichen Trauer um die ermordeten Söhne und Töchter des Landes

Von Thomas Seiterich



FOTO: PA/DB AFP

Mutige Frauen: Hebe de Bonafini (Mitte) demonstriert mit anderen Müttern gegen das Militärregime.

Von 1976 bis 1983 führt die rechtsnationalistische Militärdiktatur in Argentinien einen mörderischen Krieg gegen die eigenen Bürger. Zehntausende verschwinden, werden gefoltert und ermordet. Doch am 30. April 1977 tritt mit leiser Kraft die Macht des Guten auf den Plan: Einige Frauen um Hebe de Bonafini und Azucena Flor aus der kirchlichen Basisgemeinde in Buenos Aires ziehen zum Zeichen ihrer Trauer weiße Kopftücher an. Sie fahren zur *Plaza de Mayo*, dem zentralen Platz der Republik, wo der Kardinalerzbischof und der Staatspräsident wohnen. Dort ist das Demonstrieren verboten. Deshalb gehen die Frauen ruhigen Schrittes im Kreis. Ihr Motto: »Wir bleiben immer in Bewegung.«

Die trauernden *Mütter der Plaza de Mayo* selbst werden zum Ziel staatlichen Terrors. Azucena Flor wird verschleppt und bleibt »verschunden«. Statt ihrer wird nun Hebe de Bonafini die Sprecherin der *Mütter*. Die 1928 geborene Frau hat drei Kinder großgezogen. Zwei Söhne und eine Schwiegertochter sind verschleppt und ermordet

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



FOTO: FA/SERGIO GOYA

Kopftuch und katholisch: Das weiße Tuch ist zum Symbol der »Mütter« geworden, deren Leitfigur de Bonafini ist.

worden. Ihre Basisgemeinde und befreundete Ordensleute sind ihr Stütze und Trost – während der Großteil der Amtskirche schamlos mit dem Regime kooperiert.

Jahre später konfrontiert sie Papst Franziskus, der damals als junger Pater den Jesuitenorden in Argentinien leitete, damit. Er lädt sie daraufhin in den Vatikan ein und bittet um Entschuldigung. Seitdem zwingt er die Bistümer in Argentinien, ihre Archive zu öffnen, damit die Mörder des Militärregimes verurteilt werden können.

Die *Mütter der Plaza de Mayo* ist noch heute eine einflussreiche Bewegung. Seit Néstor Kirchner und nach ihm Cristina Kirchner das Präsidentenamt inne haben, erhalten die *Mütter* finanzielle Unterstützung durch den Staat.



Addis Abeba, Äthiopien: Frieden, Frauenrechte, Bildung: Christen und Muslime in Äthiopien arbeiten an so einigen Baustellen gemeinsam / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Vergebung mit Gott und Allah

In Äthiopien gründen christliche und muslimische Gelehrte einen Interreligiösen Rat. Gemeinsam rufen sie die Menschen zur Versöhnung auf

Von Wengel Tessema Ayalew



Zusammenkunft des Interreligiösen Rats: In Äthiopien ist er zum gefragten Kooperationspartner geworden.

Mit seiner mehr als zweitausendjährigen Geschichte ist Äthiopien eines der ältesten Länder der Welt. Schon seit vielen Jahrhunderten praktizieren Christen, Juden und Muslime ihren Glauben in dem ostafrikanischen Land. Trotz einer langen Geschichte des Zusammenlebens kommt es immer wieder zu Spannungen und Konflikten zwischen den verschiedenen Religionsgruppen.

Seit fünf Jahren versucht der *Interreligiöse Rat Äthiopiens*, solche Konflikte zu vermeiden und ein friedliches Zusammenleben zu fördern. Sein »Werkzeugkasten«: Der Glaube. Gegründet wurde der Rat im Jahr 2010 von islamischen Gelehrten sowie christlichen Theologen sechs verschiedener Konfessionen. Sein Ziel: Die Förderung von Toleranz, und Konfliktprävention. Die Mitglieder des Rates möchten eine Harmonie zwischen den Religionen in Äthiopien schaffen und gemeinsam die religiöse Freiheit und gleichzeitig die demokratischen Rechte der Menschen fördern.

Vergebung spielt dabei in dem vom Krieg gebeutelten Land eine wichtige Rolle. So reiste der Interreligiöse Rat 2012 durch verschiedene Regionen Äthiopiens, um die Versöhnung zwischen der Zivilbevölkerung und



ehemaligen Beamten sowie Militärs der kommunistischen Ära voranzutreiben. Unter der Herrschaft der Kommunisten zwischen 1974 und 1991 wurden tausende Bürger vom Militär und von Regierungsbeamten ermordet. Die alten Wunden sind noch lange nicht verheilt: Die Angehörigen dieser Menschen hegen Groll und Hass gegen die Beamten und ihre Familien, was zu endlosem Blutvergießen führt. Die christlichen und muslimischen Gelehrten des Interreligiösen Rates baten beide Seiten, einander zu vergeben, sodass solche Racheakte nicht mehr stattfinden.

Der Interreligiöse Rat ist heute ein gefragter Partner: Er kooperiert mit der äthiopischen Regierung, der *Afrikanischen Union* und den *Vereinten Nationen*. Er ist auf Bundes-, Landes- und Bezirksebenen vertreten und führt Workshops durch, stärkt Friedensinitiativen und arbeitet an verschiedenen Friedensprojekten.

Frieden wird dabei weit ausgelegt: Seine Mitglieder setzen sich auch dafür ein, dass der Lebensstandard im Land steigt. So kämpfen sie beispielsweise für den Zugang zu Wasser für alle Menschen, für eine bessere Hygiene, Bildung, sowie eine Betreuung und Behandlung von AIDS-Kranken. Auch die Rechte von Frauen und Kindern will der Interreligiöse Rat stärken und den Menschenhandel bekämpfen.



Kaduna, Nigeria: Die berührende Geschichte von zwei Feinden, die zu besten Freunden wurden, gleicht einem kleinen Wunder / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Vom Killerkommando zur Kooperation

In Nigeria kämpften ein Imam und ein Pastor verbissen gegeneinander. Heute vermitteln sie zwischen Muslimen und Christen

Von Wengel Tessema Ayalew und Elisa Rheinheimer-Chabbi



PHOTO: PA/BORIS ROESSLER

Wuye (links) und Ashafa: Das ungleiche Paar hat unter anderem den Hessischen Friedenspreis 2013 erhalten.

»Wenn aus Erzfeinden die besten Freunde werden« – mit diesen Worten könnte man die Geschichte der Nigerianer Muhammad Ashafa und James Wuye skizzieren. Klingt kitschig, trifft es aber ziemlich genau. Beide sind im Jahr 1960 geboren, der sunnitisch-islamische Theologe Muhammad Ashafa und James Wuye, der Pastor der Pfingstkirche *Assemblies of God*. In den Religionskriegen der 1990er-Jahre kämpften sie mit ihren Milizen direkt gegeneinander. Wuye verlor dabei seine rechte Hand, Ashafa trauerte um seinen spirituellen Mentor sowie zwei seiner Cousins, die bei Angriffen christlicher Milizen getötet wurden.

Im Norden Nigerias brechen seit drei Jahrzehnten immer wieder Konflikte zwischen islamischen und christlichen Einwohnern aus. Muhammad Ashafa gehörte einer radikal-islamistischen Organisation an, James Wuye kämpfte für eine fundamentalistisch-christliche Miliz. Die Familie von Ashafa leistete seit der Kolonialisierung durch

[zurück](#)

1/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Großbritannien im 19. Jahrhundert Widerstand gegen den westlich-christlichen Einfluss in Nigeria. Wuye hingegen sah es als seine Aufgabe an, die einstige Minderheit der Christen in Nigeria vor muslimischen Einflüssen zu schützen.

»Am liebsten hätte ich diesen Bastard erwürgt«, sagt James Wuye, der Christ. »Ich überlegte, wie ich seine Adresse herausfinden kann, um ihn endlich auszulöschen«, sagt Muhammad Ashafa, der Muslim. Mit diesen Worten zitierte das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* die beiden Gegner. Dass sie sich stattdessen versöhnten und heute alles dafür tun, um ein friedliches Zusammenleben der Religionen und ethnischen Gruppen in Nigeria zu fördern, gleicht einem kleinen Wunder.

Die Wende kam für jeden der beiden aus der eigenen Religion. Der vor Rachsucht glühende Ashafa studierte den Koran. Die Verse der Sure 41, die die Macht der Versöhnung beschwören, waren wie eine Erleuchtung für ihn. Wuye brauchte etwas länger, um den Hass zu überwinden, doch irgendwann machte ein älterer Pfarrerkollege ihm klar: »Du kannst nicht über die Liebe Jesu predigen mit diesem Hass im Herzen«.

Die so Geläuterten fanden schließlich einen Draht zueinander und mit der Zeit entstand eine enge Freundschaft. Durch viele Gespräche wich das Misstrauen, sodass gegenseitige Besuche in Moschee und Kirche möglich wurden. Doch die Männer standen lange unter dem Druck ihrer Religionsgemeinschaften, denn ihre Anhänger konnten nach Jahren des Kampfes den Wandel ihrer beiden Vorbilder nur schwer nachvollziehen.

2001 gründeten Ashafa und Wuye in ihrer Heimatstadt Kaduna das *Interfaith Mediation Centre*. Dieses Zentrum für Versöhnungsarbeit engagiert sich seither für ein Ende der religiösen Konflikte in Nigeria. Es richtet Frühwarnsysteme in Krisengegenden ein, organisiert Seminare für Lokalpolitiker und Religionsführer und bildet Pastor-Imam-Paare nach dem Vorbild Wuyes und Ashafas aus. Die beiden Männer und ihre Mitarbeiter reisen als Seelsorger, Krisenberater, Schlichter und Feuerwehrmänner durchs ganze Land und versuchen, die Menschen mit religiös begründeten Argumenten zur Versöhnung zu bewegen. »In der Religion steckt viel Kraft zum Guten«, sind sie überzeugt.

Ihr Engagement gibt ihnen recht: 2002 kam es durch die gemeinsame Initiative der beiden zu der Unterzeichnung einer Friedenserklärung in Nordnigeria, die von christlichen und muslimischen Vertretern unterstützt wurde. Diese Friedenserklärung (*Kaduna Peace Declaration*

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



of Religious Leaders) gilt heute noch als Modellbeispiel für religiösen Frieden in dem westafrikanischen Land. Durch ihr beherztes Eingreifen und Beschwichtigen gelang es den Geistlichen auch, im Streit um die dänischen Mohammed-Karikaturen 2005 ein Blutbad im Norden Nigerias abzuwenden. Momentan, in einer Zeit, in der die Terrormiliz *Boko Haram* immer wieder Anschläge verübt, versuchen der Pastor und der Imam, einen Weg zur Verhandlung zwischen nigerianischer Regierung und den Milizen zu finden.

Damit der Hass nicht weiter um sich greift, haben Ashafa und Wuye auch ein Schulcurriculum entwickelt. Es soll zum Religionsfrieden beitragen und wird bereits in über 30 Schulen in Nordnigeria eingesetzt. Dank ihres unermüdlichen Einsatzes für den Frieden entstanden darüber hinaus Friedenscamps für junge Nigerianer mit dem Ziel, Feindbilder bei radikalen Jugendlichen abzubauen. Insbesondere Frauen werden in diesen Camps zu Mediatorinnen ausgebildet und zur Vermittlung bei Konflikten eingesetzt.

Ihre Aktivitäten sind mehr als ein Hoffnungsschimmer: Nach Angaben der *Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung* werden ihre Friedenskonzepte ebenfalls in Ghana, Burundi und Kenia umgesetzt. Muhammad Ashafa und James Wuye legen mit ihrem Leben Zeugnis ab von der Kraft der Versöhnung und des Friedens. Fast wie im Märchen. Nur, dass es wahr ist.

Über die Geschichte der beiden Friedensmissionare gibt es auch einen Dokumentarfilm mit dem Titel »The Imam and the Pastor«. Im Internet sind einige **Filmsequenzen** zu sehen.

◀ zurück zur Übersichtskarte



Abu Dhabi, Vereinigte Arabische Emirate:
Muslime aus aller Welt setzen klare Zeichen für den
Frieden und wagen die Frage nach Reformen / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Das ist nicht der Weg ins Paradies

Vor einem Jahr gründeten muslimische Gelehrte aus aller Welt in den Vereinigten Arabischen Emiraten ein Bündnis gegen Extremismus – unbemerkt von der europäischen Öffentlichkeit

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



Gemeinsam für den Frieden: Teilnehmer des Bündnisses sind sowohl sunnitische als auch schiitische Muslime.

Immer wieder werden in Europa Stimmen laut, die fordern, islamische Theologen und arabische Intellektuelle müssten im Kampf gegen religiösen Extremismus geschlossen auftreten und sich für den Frieden einsetzen. Dass vor einem Jahr in der Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate über 250 islamische Gelehrte zusammengekommen sind, um genau dieses demonstrative Zeichen auszusenden, ist an den meisten westlichen Medien vorbeigegangen. Dabei war es keine kleine Runde, die im März 2014 in Abu Dhabi beratschlagte, wie man Frieden, Versöhnung und Toleranz in der islamischen Welt fördern und Extremismus eindämmen könne. *Forum zur Förderung und Verbreitung von Frieden in muslimischen Gesellschaften (Forum for promoting peace in Muslim societies – PPMS)* heißt dieses Bündnis, das nun seinen ersten Geburtstag feiert.

Die Teilnehmer waren aus Pakistan und Kalifornien angereist, aus Gambia und Marokko, aus Indonesien und Ägypten, aus Kuwait, dem Libanon und vielen anderen Ländern dieser Welt. Die Besonderheit dabei: Es waren sowohl sunnitische als auch schiitische Muslime. Geschlossen verurteilten sie Hass und Gewalt als



FOTO: PEACEMS.COM

Auch Frauen reden mit: Die deutsche Theologin Halima Krausen ist eine der bekanntesten Frauen des Forums.

unislamische Prinzipien und beriefen sich in ihrer Forderung nach Frieden auf den Koran und die Überlieferungen aus dem Leben des Propheten Mohammed. »Das Forum zielt darauf ab, jegliche extremistische Ideologie, die sich auf den Koran beruft, zu widerlegen«, sagte Scheich Abdullah bin Bayyah, der Präsident des PPMS. »Ein wahres Verständnis des Islam offenbart, dass es eine Religion der Toleranz, des Mitgeföhls und der Nachsicht ist.«

Doch es blieb nicht bei Allgemeinplätzen. Die Teilnehmer benannten einige der Probleme, mit denen die Welt konfrontiert ist, recht präzise. So wurde beispielsweise die Fehlinterpretation des Koran diskutiert und die mangelnde Führung durch islamische Rechtsgelehrte, die nicht mehr die nötige Autorität besäßen. Beklagt wurde auch, dass sich immer mehr Menschen als angebliche islamische Gelehrte im Internet präsentierten und Fatwas ausriefen, ohne über die dafür notwendigen Kenntnisse über die Zusammenhänge des islamischen Rechts zu verfügen.

Die Forderungen der Teilnehmer: Respekt vor Andersgläubigen, der unbedingte Wille zum Gespräch, das Bekenntnis zu pluralistischen Gesellschaften, die ein friedliches Zusammenleben ermöglichen, und allem voran: Bessere Bildung für die Jugend in der islamischen Welt.

Still und leise geschah bei der Zusammenkunft führender Muslime zudem genau das, was westliche Medien, Politiker und Intellektuelle häufig verlangen: Arabische Autoritäten gaben den Anstoß, eine Reform des Glaubens anzugehen, eine Art islamische Aufklärung. Was der fast 80-jährige



Scheich Abdullah bin Bayyah aus Mauretanien diesbezüglich zu den anwesenden Gelehrten sagte, gleich einer kleinen Sensation. Und an die Anhänger des extremistischen IS richtete er in seiner Rede mit dem Titel »Das ist NICHT der Weg ins Paradies« ebenso klare Worte.

Das Forum PPMS ist nicht das Einzige seiner Art in der arabischen Welt: In Katar organisiert das *Internationale Zentrum für interreligiösen Dialog (Doha International Center for Interfaith Dialogue)* jährlich Konferenzen und Seminare für religiöse Führungspersonen aus der ganzen Welt – und das seit zwölf Jahren. Und in den Vereinigten



FOTO: PA/KEVSTONE/JEAN-CHRISTOPHE BOTT

Scheich Abdullah bin Bayyah: Der Präsident des Forums fordert eine Kontextualisierung und historische Interpretation von Koranversen.

Arabischen Emiraten will ein *Muslimischer Ältestenrat* dazu beitragen, die Jugend nicht in die Fänge von Extremisten geraten zu lassen, die Rolle islamischer Gelehrter zu stärken und fehlgeleitete Interpretationen des Islam zu korrigieren. Dabei soll mit internationalen Organisationen, Menschen anderen Glaubens und »moderaten Kräften« innerhalb des Islams zusammengearbeitet werden.

Eben jener Ältestenrat lud im Dezember vergangenen Jahres zu einem interreligiösen Friedenstreffen in Abu Dhabi ein - gemeinsam mit der internationalen Nichtregierungsorganisation *Religionen für den Frieden* und dem *Forum zur Förderung von Frieden in muslimischen Gesellschaften*. Gelehrte verschiedener Religionen folgten dieser Einladung, um ein Zeichen zu setzen. Und das, wohlgemerkt, auf arabisch-muslimische Initiative hin. Vielleicht sollten wir Europäer manchmal etwas genauer hinschauen, bevor wir fordern, »die arabische Welt« möge sich deutlicher gegen Gewalt positionieren. Denn manchmal ist das längst schon geschehen – und wir haben es schlicht übersehen.

[zurück](#)

3/3

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Australien: David Johnson dachte sich: Es gibt so viele inspirierende Friedensaktivisten - warum nicht einen Kalender daraus machen? / *mehr*



 [zurück zur Übersichtskarte](#)



Hoffnungsschimmer an jedem Tag des Jahres

Der Australier David Johnson gestaltete einen Kalender für soziale Gerechtigkeit und eine bessere Welt. Jeden Tag wird eine gewaltlose Aktion oder ein Aktivist vorgestellt

Von Caroline Schmidt



FOTO: PRIVAT

Wollte den Negativ-Schlagzeilen etwas entgegensetzen: David Johnson gestaltete einen Friedens-Kalender.

Das Jahr hat 365 Tage – eine gute Möglichkeit, 365 Geschichten von aktiver Gewaltlosigkeit zu erzählen. Das dachte sich jedenfalls der Australier David Johnson. Er gehört zu den Quäkern, einer religiösen Gruppe mit christlichen Wurzeln. Zwölf Monate lang arbeitete David Johnson an einem Kalender, der gewaltlose Beispiele aktivistischer Friedensarbeit beinhaltet. »Wenn du einen Freund oder eine Person auf der Straße fragst, welche Beispiele von Aktionen der Gewaltlosigkeit sie kennen – was ist ihre Antwort?«, fragt David Johnson. Und liefert die Antwort gleich mit: »Gandhi und Martin Luther King. Diese beiden. Aber es gibt natürlich noch jede Menge mehr.« Aus diesem Grund begann er, zu sammeln: 365 Beispiele für Akte der Gewaltlosigkeit, die zu Frieden und sozialer Gerechtigkeit in der Welt beigetragen haben.

Exemplarisch findet man am 3. Juli die Erwähnung der Aktivisten, die 2006 gegen den Irak-Krieg demonstrierten.



Vor dem Weißen Haus hielten Mitglieder einer Anti-Kriegs-Kampagne einen Hungerstreik ab, der zu dem sofortigen Abzug von US-Truppen aus dem Irak und einer transparenteren Politik des Bush-Regimes aufforderte.

Jede Geschichte ist dabei explizit mit dem jeweiligen Datum verknüpft: Entweder fand eine Friedensaktion in dem entsprechenden Monat, der Woche oder an dem Tag statt, oder es ist der Geburts- oder Todestag einer Person, die gewaltfreien Widerstand leistete.

So feiert der Kalender beispielsweise am 12. November den Religionsgründer der *Bahai*-Gemeinschaft. Baha'u'llah wurde an diesem Tag im Jahr 1817 geboren. Mitglieder der Bahai-Religion setzen sich auch heute noch aktiv für den Frieden in der Welt und für interreligiöse Begegnungen ein.

Momentan ist der *Kalender der aktiven Gewaltlosigkeit* nur online verfügbar. Eine Fahrt mit der Maus über die einzelnen Daten liefert einen längeren Informationstext zu dem Ereignis oder der Person. David Johnson erzählt, ihn hätten schon einige Leute gefragt, ob er den Kalender nicht auch in gedruckter Form anbieten könne. Es bleibt abzuwarten, ob es einen solchen geben wird. Der digitale Kalender jedenfalls ist bereits jetzt ein echter Gewinn!



[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Vier Zahlen für den Frieden

Mehrere hundert Menschen unterschiedlichen Glaubens sitzen an einer weißen Tafel mitten in Berlin, essen zusammen und sprechen über Religion. Veranstaltet hat das Dr. Thomas M. Schimmel, Geschäftsführer der *franziskanischen Initiative 1219 – Kultur- und Religionsdialog*. Ein Gespräch über Vielfalt und Fremdheit

Von Caroline Schmidt



FOTO: SCHMIDT

In den Fußspuren des Franz von Assisi: Thomas M. Schimmel setzt sich für einen Dialog der Religionen ein

Publik-Forum: Sie widmen sich dem Kultur- und Religionsdialog. Aber wieso ausgerechnet unter dem seltsamen Namen 1219?

Thomas M. Schimmel: »1219« will im franziskanischen Sinn den Religionsdialog beleben. Es erinnert an Franziskus von Assisi, der im Jahr 1219 während eines Kreuzzuges das Gespräch mit Muslimen suchte und deren geistliches und militärisches Oberhaupt, Sultan Al-Kamil Muhammad al-Malik, traf. Er hoffte, dem gewaltsamen Krieg damit ein Ende setzen zu können.

Was tun Sie konkret, um Frieden zu stiften und Vertrauen zu säen?

Schimmel: In erster Linie: Menschen unterschiedlichen Glaubens zusammenbringen. Wir veranstalten Tagungen und Seminare, interreligiöse Studienreisen - beispielsweise nach Istanbul - und wir sind einer der Träger des *Deutschen Menschenrechtsfilmpreises*. Außerdem

zurück

1/3

weiter

◀ zurück zur Übersichtskarte



versuchen wir, verschiedene religiöse Initiativen in Berlin zu vernetzen. Darüber hinaus publizieren wir - und das nicht nur wissenschaftlich. Wir haben zum Beispiel ein großes Memory-Spiel mit Fotos von Berliner Gotteshäusern herstellen lassen. Das »Memory Berliner Gotteshäuser« wurde angeregt von Kindern einer muslimischen Kita nach ihren Besuchen in Kirchen, Moscheen, Synagogen und Tempeln.

Sie sind auch Koordinator der »Langen Nacht der Religionen«, nicht zu verwechseln mit der »Langen Nacht der Kirchen«. Was ist die Idee dahinter?

Schimmel: Die Idee ist, dass alle Religionsgemeinschaften der Stadt ihre Räume öffnen. Wenn sonst die Hemmschwelle groß ist, religiöse Einrichtungen zu betreten, soll an diesem Abend explizit dazu eingeladen



Ein buntes Fest: Gemeinsames Tafeln während der »Langen Nacht der Religionen« im vergangenen Jahr

FOTO: SCHMIDT



werden. Besucher werden dann über die jeweilige Religion informiert – nicht missioniert. Das passiert in Form von Konzerten, Vorträgen, Gottesdiensten, Gesprächsrunden oder einem gemeinsamen Abendessen. Das Motto ist: Vielfalt zeigen und Fremdheit überwinden. Die »Lange Nacht der Religionen« findet dieses Jahr zum vierten Mal in Berlin statt.

Was ist das Ziel dieser jährlichen Aktion?

Schimmel: Wir wollen zeigen, dass alle diese Religionen und Kulturen zu unserer Gesellschaft gehören. In den Medien wird ständig der Fokus auf die Skandale und Gewaltaspekte von Religionsgemeinschaften gelegt – wir wollen deutlich machen, dass es anders ist. Dass die Vielfalt der Religionen einen Beitrag zum friedlichen Miteinander leistet.

Inwiefern tun religiöse Gruppen das denn?

Schimmel: Aus ihnen geht häufig eine karitative Arbeit hervor. Menschen sind aus religiöser Überzeugung ehrenamtlich aktiv. Zum Beispiel in Krankenhäusern und sozialen Einrichtungen oder auch direkt in Moscheen, in denen Muslime Nachhilfeunterricht geben.

Stichwort Vielfalt: Treten die einzelnen Gemeinden bei der »Langen Nacht der Religionen« in Kontakt miteinander? Und wer nimmt teil?

Schimmel: Es nehmen viele kleine Gemeinden teil, zum Beispiel protestantisch geprägte Gruppen, die bei der »Langen Nacht der Kirchen« nicht teilnehmen dürfen. Buddhisten, Hindus, Juden, Sikhs, Anhänger der Bahai, muslimische Gemeinden – sie alle öffnen ihre Türen am 29. August. Die Vorbereitungen dazu finden gemeinsam in einem interreligiös besetzten, ehrenamtlichen Initiativ-Kreis statt. Da begegnen sich die religiösen Gruppen also schon vor der eigentlichen Veranstaltung und arbeiten zusammen.

Was war in den vergangenen Jahren besonders schön?

Schimmel: Letztes Jahr fand auf dem Gendarmenmarkt in Berlin ein großes, gemeinsames Essen mit vegetarischen Gerichten statt. 400 Menschen saßen bei Sonnenschein an einer weißen Tafel und konnten miteinander in den religiösen Dialog treten.

[zurück](#)

3/3

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Alice Springs, Australien: Eine christliche Organisation versöhnt Aborigines und weiße Australier: Aus Gesprächen wächst Vertrauen / *mehr*

[← zurück zur Übersichtskarte](#)

Brücken bauen durch Kommunikation

Dhumba – das heißt »reden« auf Woiwurrung, einer Sprache der Ureinwohner Australiens. Darum geht es bei dem Programm von *TEAR Australia*: ums Erzählen, und ums Zuhören

Von Caroline Schmidt



FOTO: TEAR.ORG.AU

Nicht nur in Entwicklungsländern aktiv: TEAR Australia engagiert sich auch im eigenen Land für Gerechtigkeit.

TEAR Australia ist eine christliche Hilfsorganisation, die sich seit vierzig Jahren für benachteiligte Bevölkerungsgruppen weltweit einsetzt. Doch der Blick geht nicht nur in Richtung sogenannter Entwicklungsländer – auch im eigenen Land herrschen Ungerechtigkeit und soziale Benachteiligung. Die Betroffenen sind die Ureinwohner Australiens, die Aborigines. Im 18. und 19. Jahrhundert vertrieben, unterdrückt und teilweise ausgerottet, gelten für sie erst seit den 1960er Jahren die gleiche Bürgerrechte wie für die weißen Siedler. 2008 entschuldigte sich die australische Regierung erstmals für das, was den Aborigines im Laufe der australischen Geschichte angetan wurde. Obwohl sich die Situation stetig verbessert, ist die soziale Lage der Aborigines in vielen Fällen noch schlecht: Armut und geringe Bildung führen zu Alkoholismus, Drogen, Gewalt und Gesundheitsproblemen.

TEAR Australia versucht, dem entgegenzuwirken, indem die Organisation Ureinwohner und Weiße zusammenbringt

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)

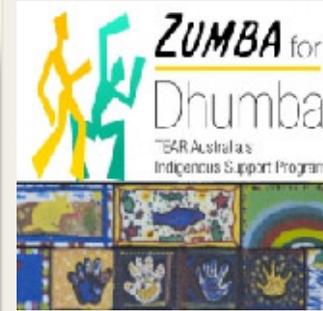


FOTO: TEAR.ORG.AU

Unterstützung für die Aborigines: Tear Australia fördert die Zusammenarbeit mit den Ureinwohnern.

und die Gleichberechtigung fördert. *Dhumba* ist dabei eines der Programme. Es geht um Kommunikation und Gemeinschaft und um die Erkenntnis der vorherrschenden Ungerechtigkeiten in der eigenen Region. Barbara Deutschmann ist die Koordinatorin des *Dhumba*-Programms. Sie lebt heute im australischen Alice Springs, dem Zuhause einiger benachteiligter Stämme der Aborigines. »Meine Hauptaufgabe ist es, zuzuhören und etwas über die Sichtweisen der einheimischen Menschen zu lernen«, erklärt die Christin. »Außerdem unterstütze ich die Arbeit christlicher Organisationen mit Einheimischen und möchte Nicht-Einheimischen die Probleme der Aborigines näher bringen«, sagt sie. *Dhumba* leistet insofern eine Vorarbeit für die Entstehung von Partnerschaften und schafft eine Basis für die Kommunikation untereinander. Viele der Mitarbeiter sind selbst Einheimische. Ihr Anliegen ist es, die Lücke zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten in Australien zu schließen und Brücken zu bauen.

Ist das Friedensbildung? »Nicht primär«, sagt Deutschmann. Und irgendwie doch. Denn gerade dass sie eine Verbindung zwischen zwei Bevölkerungsgruppen schafft, die sich einst im Konflikt miteinander befanden, ist eine wichtige Voraussetzung für dauerhaften Frieden auf dem roten Kontinent.



New York City, USA: Medea Benjamin setzt sich gegen Kampfdrohnen ein und und legt sich dafür sogar mit dem US-Präsidenten an / mehr

[← zurück zur Übersichtskarte](#)

Kämpferin in Pink

Ihr Markenzeichen ist der pinkfarbene Schal: Die US-Friedensaktivistin Medea Benjamin setzt sich gegen den Einsatz von Kampfdrohnen ein

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



»Drohnen schaffen Feinde«: Medea Benjamin (Mitte) unterbricht eine Sitzung des amerikanischen Senats.

Medea Benjamin überrascht. Weder schätzt man sie auf 61 Jahre, noch wirkt sie wie eine Powerfrau, die laut, selbstbewusst und forsch auftritt. Wer sich öffentlich gegen Kriege und Gewalt ausspricht, wer in Pakistan, im Jemen und im Irak auf die Straßen geht, in Bahrain verhaftet wird, auf dem Tahrir-Platz in Kairo dabei ist, wer den *Gaza Freedom March* organisiert und selbst dem US-Präsidenten ins Wort fällt, muss doch so eine sein! Weit gefehlt. Medea Benjamin ist eine zierliche Frau, kaum 1,60 Meter groß. Die in Kalifornien aufgewachsene Friedensaktivistin hat einen sanften Händedruck und ein gewinnendes Lachen. Ihre braunen Augen leuchten, wenn sie lächelt, und das tut sie häufig. Selbst dann, wenn sie über Themen spricht, die gar nicht lustig sind. Kampfdrohnen zum Beispiel, unbemannte, bewaffnete Luftfahrzeuge. Dann wird ihre Stimme lauter.

Da zeigt sich die Frau, von der Obama sagte, es lohne sich, ihren Worten Beachtung zu schenken. Ihr Ziel ist eine weltweite Ächtung von Kampfdrohnen. »Da sitzt jemand 8000 Meilen entfernt und drückt auf einen Knopf, und am anderen Ende der Welt sterben dadurch Frauen und Kinder. Das ist doch ein Unding!«, empört sie sich.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



FOTO: PA/PETE MAROVICH

Washington DC, März 2015: Aktivistinnen von Code Pink protestieren gegen den Kurs der israelischen Regierung.

Gemeinsam mit ihren Mitstreiterinnen von der pazifistischen Bürgerrechtsbewegung *Code Pink* und vielen Friedensaktivisten weltweit will sie, dass die Entwicklung von Kampfdrohnen gestoppt wird. Drohnen können auch zu zivilen Zwecken eingesetzt werden, beispielsweise bei Waldbrandgefahr. Aber die Trennlinie sei schmal, meint sie. Sie weist darauf hin, dass die Drohnen, die die amerikanische Grenze überwachen, zwar nicht bewaffnet seien. Aber sie sind so gestaltet, dass sie leicht zu Kampfdrohnen umfunktioniert werden könnten. »Ich möchte, dass das Töten von unschuldigen Menschen ein Ende hat«, sagt sie.

Verhaftungen, Demonstrationen, Reisen in Länder, die gemeinhin als gefährlich gelten: All das ist bei Medea Benjamin an der Tagesordnung. Verspürt sie dabei keine Angst? »Doch, natürlich«, sagt sie und lächelt wieder. »Aber die Menschen, die dort leben, haben auch Angst, und sie können nicht einfach weg.« Zehn Jahre lang arbeitete die in Freeport geborene Amerikanerin als Wirtschafts- und Gesundheitswissenschaftlerin bei der UNO, dann gründete sie die Menschenrechtsorganisation *Global Exchange* und schließlich *Code Pink*. Gefragt nach ihrer Motivation, antwortet sie kurz und bündig: »Wir sind alle auf dieser Welt, um etwas Gutes zu tun.« Aus ihrem Mund klingt das authentisch.

[zurück](#)

2/2

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Pandiassou, Haiti: Ein Befreiungstheologe sagt, Christum und Voodoo müssten sich nicht bekämpfen, sondern respektieren / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Ein Mystiker auf Haiti versöhnt Kulturen

Der Ordensbruder Armand Franklin lässt Verfeindete gemeinsam wohnen und arbeiten, führt Christen und Anhänger des Voodoo-Kults zusammen

Von Thomas Seiterich

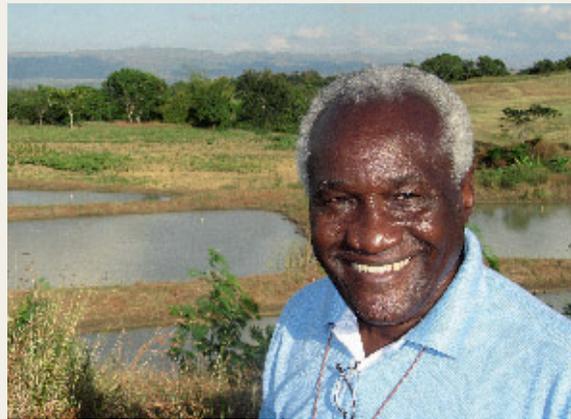


FOTO: PA/PHOTOPQR/OUËST FRANCE/MARC MAHZIER

Frère Armand: Er ist ein christlicher Ordensbruder, aber den Voodoo-Kult bekämpft er deshalb noch lange nicht.

Seitdem er denken kann, kämpft Armand Franklin gegen den Rassismus, die tiefe Spaltung Haitis sowie gegen die Abhängigkeit seiner Nation von der Entwicklungshilfe. Der 1947 geborene Ordensbruder, Mystiker und Agrarrevolutionär gründet 1976 die befreiungstheologische Ordensgemeinschaft *Kleine Schwestern und Kleine Brüder der Menschwerdung*.

Frère Armand arbeitet für die Versöhnung der *Bossales*, der auf dem Land in Armut lebenden Schwarzen, und der regierenden Kultur der Mulatten. Der Ur-Mythos der schwarzen *Bossales* besteht in der heroischen Flucht der Sklaven, die in den Bergen eine Kultur des Widerstandes und der Verweigerung begründeten. Die städtischen Mulatten dagegen gehen auf jene Sklaven zurück, die Weiße unter ihren Vorfahren haben. Sie erben nach der Vertreibung der weißen Kolonialherren 1804 die Herrschaft. Braune Mulatten beuten fortan die Schwarzen aus. Der Kampf untereinander bekommt bis heute seine

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)

A world map with a light blue background and dark blue landmasses. Several red dots are scattered across the map, primarily in the Americas, Europe, and Africa. A black pushpin is located over the Caribbean region, specifically pointing to Haiti. The map is partially obscured by a text box in the center.

besondere Färbung durch die Religion: Viele Haitianer sind Christen, doch auch der Voodoo-Kult blüht.

Armand Franklin führt beide zusammen - Christentum und Voodoo, Mulatten und Schwarze -, in erfolgreichen Agrar- und Wohnsiedlungen. »Christentum und Voodoo müssen sich nicht bekämpfen, sondern respektieren«, sagt er.

Sein religiöses Engagement geht Hand in Hand mit seinem Bemühen, die Haitianer auch wirtschaftlich zu befähigen und ihnen so Zukunftschancen zu eröffnen. Um die massive Landflucht zu stoppen, gründete Armand Franklin eine Landwirtschaftsschule; zunächst in Port-au-Prince, nach den verheerenden Erdbeben im Jahr 2010 in Pandiassou im Osten des Landes. Sein Konzept: Eine direkte Schulung zukünftiger Kleinbauern und Bäuerinnen. Der Schulbesuch legt für junge Menschen den Grundstein, sich als Landwirte eine gesicherte Zukunft aufzubauen. So bietet Armand Franklin jungen Menschen eine wirkliche Alternative - egal, ob sie Schwarze sind oder Mulatten, Christen oder Voodoo-Anhänger.

[zurück](#)

2/2

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Aleppo, Syrien: Rupert Neudeck gilt unter Friedensaktivisten als Legende. Als einer der wenigen traut er sich noch nach Syrien / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

»Frieden als vornehmste Aufgabe der Religionen«

Der Journalist Rupert Neudeck rettete im Jahr 1979 tausende vietnamesische Bootsflüchtlinge. Heute baut er in Syrien und den Nachbarländern Schulen für Flüchtlingskinder

Von Bettina Röder

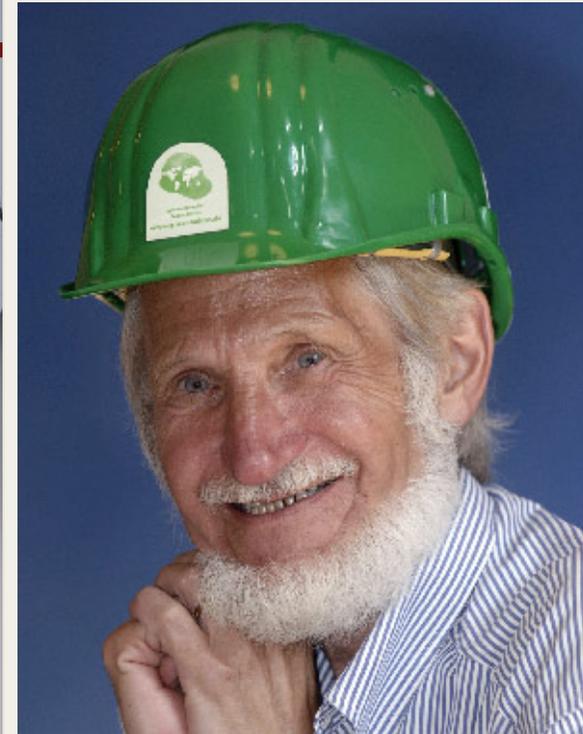


FOTO: PA/MARCEL METTELSIEFEN

Ein grüner Helm als Markenzeichen für den Frieden: Rupert Neudeck ist Vorsitzender der »Grünhelme«.

Religionen, sagt Rupert Neudeck, können doch nur den höchsten und schönsten Ausdruck darin haben, dass sie Frieden machen: »Und zwar nicht als Programmpunkt Nummer 83, sondern als vornehmste Aufgabe überhaupt.« Genau das lebt der 76-jährige Journalist, der katholische Theologie und Philosophie studiert hat, konsequent. Ob in Nahost, Afrika, oder aktuell in Syrien: Nirgends ist Rupert

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Neudeck, unterstützt von seiner Frau Christel, Zaungast der Not geblieben. Allein mit *Cap Anamur*, dem legendären Rettungsschiff und der danach benannten Ärzteorganisation, rettete er mit anderen über 10 000 vietnamesische Bootsflüchtlinge und ist bis heute in zahlreichen Ländern aktiv.

Auch dem Syrienkrieg wollte er nicht mehr nur zusehen. 2012 ging er mit dem von ihm mitgegründeten internationalen Friedenscorps *Grünhelme* in das Land. Er baute in den damals befreiten Gebieten von Aleppo bis Qamishli sechs Schulen und zwei Krankenhäuser. Als drei Mitarbeiter 2013 entführt wurden, mussten die Grünhelme sich zurückziehen. Doch Aufgeben ist Neudecks Sache nicht: In Flüchtlingslagern an der Grenze zu Syrien und in einem Dorf in der Türkei baut er weiter Schulen. »Wir wollen den Verlust an Lebenszeit für die Kinder reduzieren«, sagt der in Danzig geborene Neudeck, der selbst als Kind Flucht und Vertreibung hautnah erlebt hat. »Radikal leben« heißt sein jüngstes Buch. Genau das gehört für ihn zum Christsein dazu.



Charkow, Ukraine: Eine Frau organisiert für ihre pro-russischen und ihre pro-europäischen Landsleute Runde Tische für Versöhnung / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

«Reden kann man mit allen»

In der Ukraine organisiert eine orthodoxe Christin Runde Tische für Versöhnung. Dort üben Feinde, Frieden zu machen

Von Bernhard Clasen



FOTO: CLASEN

Und der Gegner wird plötzlich zum Menschen: Alina schafft es, Feinde an einen Tisch zu bringen.

Der Frieden in Charkow, der zweitgrößten Stadt der Ukraine, von der aus es gerade einmal fünfzig Kilometer bis zur russischen Grenze sind, hängt an einem seidenen Faden. Dass es gelungen ist, diesen Frieden zu halten, liegt auch an Alina Kopina. Die vierzigjährige Soziologin und orthodoxe Christin organisiert seit September letzten Jahres am Runden Tisch Gespräche zwischen den verfeindeten Seiten: zwischen Anhängern des proeuropäischen Maidan und des pro-russischen Anti-Maidan.

Geboren ist Alina Kopina, die verheiratet ist und einen 21-jährigen Sohn hat, in einem kleinen Dorf im zentralasiatischen Kirgisien als Tochter ukrainischer Eltern. Ihre Mutter Tatjana war dort Lehrerin für russische Sprache und Literatur, der Vater ein bekannter Radsportler. Die Familie lebte acht Jahre in Zentralasien, bevor sie wieder in die Ukraine zurückkehrte.

»Was meine Eltern mir mit meinem christlichen Glauben mitgegeben haben, ist, dass man mit Menschen aller Weltanschauungen reden kann«, sagt sie überzeugt. Derzeit plant sie überregionale Dialoge. Als Nächstes steht ein Treffen von Maidan-Aktivisten aus Charkow und Anti-Maidan-Anhängern aus Odessa an.

[zurück](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



New York City, USA: »Wir gehen dorthin, wo es wehtut«, sagt der jüdische Buddhist Bernie Glassman, der an Orten der Gewalt meditiert / [mehr](#)

[← zurück zur Übersichtskarte](#)

Der Buddhist, der Corona raucht

Der jüdische Buddhist Bernie Glassman meditiert an Orten der Gewalt. In Auschwitz und anderswo will der Amerikaner »Tropfen im Friedensstrom« erzeugen

Von Thomas Seiterich



FOTO: PRIVAT

Ein engagierter Buddhist, der in der Welt aktiv wird: Für Bernie Glassman ist Religion nicht nur Privatsache.

Der 1939 in einer jüdischen Immigrantenfamilie in Brooklyn geborene Bernie Glassman beginnt sein Leben in einer Familie, die vor Hitlers Holocaust geflüchtet ist. Heute ist Tetsugen Bernhard Glassman, so sein offizieller Name, ein berühmter Zen-Meister und Vertreter des *Engaged Buddhism*. Buddhisten gebrauchen diesen Terminus, um auf die Verbindung von meditativer Einsicht und

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



aktivem ökologischem, humanistischem und sozialem Engagement hinzuweisen, das die Anhänger des *Engaged Buddhism* praktizieren.

Zum Interview erscheint Glassman mit drei Zigarren im Corona-Format in der Brusttasche seines Jeanshemdes. Der Buddhist entspricht überhaupt nicht dem Klischee eines asketisch enthobenen Lehrmeisters. Vollends verwirrt noch, dass der 77-Jährige eigentlich Ingenieur und Geschäftsmann mit einem Dokortitel in Angewandter Mathematik ist.

Und er überrascht auch inhaltlich: In einem Podiumsgespräch mit dem Dalai Lama im Jahr 2009 erteilte er der weit verbreiteten spirituellen Meinung, dass wir erst zum inneren Frieden finden müssten, bevor wir uns für den Frieden in der Welt einsetzen könnten, eine deutliche Absage. Stattdessen trage gerade der aktive Einsatz für eine friedlichere Welt zum inneren Frieden bei.

Glassman, dessen gütig wacher Blick und warme Stimme den Zuhörer sofort in den Bann zieht, hat die *Zen Peacemaker* gegründet. Anfangs als Orden, heute als eine internationale interreligiöse Vereinigung. »Wir gehen stets dorthin, wo es wehtut«, sagt er. Seit Jahren führt Glassman an den Orten größten Unheils Meditationswochen durch. Auch in Auschwitz. Da sitzen dann Juden, deren Angehörige im Holocaust ermordet wurden, mit Deutschen, deren Vorfahren zur Tätergeneration zählen, gemeinsam schweigend an der Rampe des ehemaligen KZs. Glassman sagt: »Meditation am Ort der Gewalt öffnet und heilt. Sie bringt entzweite Menschen zusammen und bildet einen Tropfen im Friedens- und Lebensstrom«, erklärt Glassman. Und zündet sich wieder eine Zigarre an.



Miltern, Deutschland: In der DDR verweigerte Malte Fröhlich den Dienst an der Waffe, in den Neunzigern reiste er als Pazifist in den Irak / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Pazifist in Latzhosen

Vom Irak bis in die Altmark: Ein Mann steht für Gewaltlosigkeit ein. Ein Kurzporträt

Von Bettina Röder



Lebt einen Pazifismus, der eingreift: Malte Fröhlich engagiert sich gegen jede Form von Militarismus.

Malte Fröhlich macht seinem Namen alle Ehre. Der kräftige Holzbildhauer mit der blauen Latzhose aus dem Dorf Milttern in der Altmark baut Kinderspielplätze. Sein Slogan: »Fröhliche Spielgeräte«. Doch beim Thema Krieg hört für ihn der Spaß auf. Der 46-Jährige, der seinen Widerstandsgeist schon in den kirchlichen Gruppen in der DDR unter Beweis stellte, ist Pazifist und evangelischer Christ. In der DDR-Armee ist er »Bausoldat«, verweigert also den Dienst an der Waffe und kämpft mit anderen erfolgreich gegen das Atomkraftwerk Stendal, das hier gebaut werden soll. Sein oberstes Gebot: Gewaltlosigkeit.

Das gilt für ihn auch im Herbst 1989. Und es gilt ebenfalls, als nur ein Jahr nach der Friedlichen Revolution im Januar 1991 der Irakkrieg ausbricht. Die Initiative einer Freundin, »Frieden am Golf«, überzeugt ihn. Mit hundert Aktivisten reist der damals 23-Jährige nach Bagdad. Als »zivile Schutzschilde« schlagen sie vor der Armee ihre Zelte auf. Heute gehört er zur *Bürgerinitiative Offene Heide*, die seit 1993 für die friedliche Nutzung des Truppenübungsplatzes in der Colbitz-Letzlinger Heide kämpft. Für sein Engagement gegen »Schnöggersburg«, die Gefechtsübungsstadt der Bundeswehr, die hier entsteht, stand er vor Gericht. »Tätigen und eingreifenden Pazifismus«, nennt er das.

[zurück](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Kasan, Tatarstan/Russland: Ilgiz Chanow betet Gebete verschiedener religiöser Traditionen - und baut einen Tempel für alle Religionen / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



Frieden? In Stein gemeißelt

Orthodoxe Christen und sunnitische Muslime leben in der russischen Teilrepublik Tatarstan friedlich zusammen. Die Friedensvision von Ilgiz Chanow wurde Stein

Von Robert Kalimullin



FOTO: WWW.KAZAN.AIF.RU

Ilgiz Chanow ist überzeugt: Hätten alle Menschen auf der Welt eine einzige Religion, würden die Kriege enden.

Manche sagen, er hätte den Glauben seiner Vorfahren verraten: Ilgiz Chanow, 1948 nahe der Wolga-Metropole Kasan geboren, ist ethnischer Tatare und in den Augen seiner Landsleute damit auch Muslim. Gleichzeitig beschäftigt sich der Künstler beruflich mit dem Restaurieren von Ikonen in orthodoxen Kirchen. Chanow will sich keiner Religion oder Konfession zuordnen. In einem Interview berichtete er von einem Erlebnis beim Bergsteigen, als er in Not Gebete verschiedener religiöser Traditionen sprach – erhört wurden sie alle.

Das Credo seines verstorbenen Bruders Ildar hat wie kein zweites sein Leben bestimmt: Wenn alle Menschen auf dem Planeten Erde eine einzige Religion haben, werden alle Kriege enden. Die steingewordene Manifestation seiner Vision kann bestaunen, wer nach einer zwölfstündigen Nachtfahrt aus Moskau kurz vor Kasan aus dem Zugfenster schaut. Es ist ein »Tempel für alle Religionen«, den Ildar Chanow hier in zwei Jahrzehnten auf seinem Privatgrundstück erschaffen hat. Es ist kein Zufall, dass die Chanow-Brüder ausgerechnet hier ihr Werk schufen. Orthodoxe Christen und sunnitische Muslime leben in der russischen Teilrepublik Tatarstan seit Jahrhunderten friedlich zusammen. »Ich möchte das Werk meines Bruders fortsetzen«, sagt Ilgiz Chanow schlicht.

[zurück](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Beirut, Libanon: Christen und Muslime engagieren sich für eine Wirtschaft, die auf ethischen Grundlagen basiert und den Menschen dient / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Frieden ist möglich – wenn der Westen sich raushält

Die Organisation **MA'AM Islamisch-Christliches Forum** bietet Geschäftsleuten die Möglichkeit, sich gemeinsam für Werte in der Wirtschaft einzusetzen. Christen und Muslime wollen die Wirtschaft durch eine religiös begründete Ethik ein Stückchen menschlicher machen. Ein Gespräch mit dem katholischen Libanesen Raymond Sfeir, einem der Gründer von MA'AM

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



FOTO: PRIVAT

Raymond Sfeir: »Wir Christen und Muslime haben viele gemeinsame Werte, die uns verbinden.«

Publik-Forum: Herr Sfeir, was wollen Sie mit Ihrer Organisation MA'AM erreichen?

Raymond Sfeir: Das Ziel unserer Organisation ist es, muslimische und christliche Entrepreneur, Geschäftsleute und Entscheidungsträger im Libanon zusammenzubringen, denen daran gelegen ist, ihre täglichen Entscheidungen und Handlungen an den gemeinsamen Werten von Islam und Christentum auszurichten.

Gemeinsame Werte?



Sfeir: Ja, natürlich. Wir denken nicht einmal daran, was uns trennen könnte. Stattdessen konzentrieren wir uns auf die Werte, die uns verbinden, und das sind jede Menge.

Zum Beispiel?

Sfeir: Na zunächst die ganz grundlegenden Werte: Im Koran heißt es in der Sure Al-Bakara (177) frei übersetzt: »Tugendhaft ist nicht, wer sein Gesicht im Gebet gen Osten oder Westen wendet, sondern wer an Allah glaubt, sich um Waisen kümmert, um Arme und Reisende, und rechtschaffen ist, wer die Sklaven frei lässt.« Diese Gebote teilen wir Christen eindeutig! Im Business-Sektor stehen Werte wie Verantwortung, Subsidiarität, Loyalität zum Arbeitgeber und soziale Fürsorge im Vordergrund unserer gemeinsamen Anstrengungen.

Wie kam es zur Gründung von MA'AM und was war Ihre persönliche Motivation?

Sfeir: Meine Motivation ist es, mit meinem Leben Zeugnis abzulegen von dem, was ich selbst gelernt und erfahren habe durch die Begegnung zweier Kulturkreise: dem orientalisch-arabischen und dem okzidentalischen. Ich bin libanesisch und französisch, gehöre zur arabischen Kultur und zur römisch-katholischen Religion. Ich empfinde das als Reichtum, den ich gerne teilen möchte. 2008 habe ich deshalb MA'AM gegründet. Der Auslöser war, dass Muslime und Christen sich zusammengeschlossen hatten, um durchzusetzen, dass der 25. März ein Nationalfeiertag zu Ehren der Jungfrau Maria wird. Das hat uns dazu angeregt, eine Organisation zu gründen, in der Muslime und Christen sich auch geschäftlich austauschen können.

Wie geschieht das konkret?

Sfeir: Vor einigen Jahren haben wir in Zusammenarbeit mit Partnern ein großes Kolloquium zu *Corporate Social Responsibility* in Beirut organisiert. 70 Unternehmer aus 17 verschiedenen Ländern haben teilgenommen und uns ermutigt, eine Konferenz für libanesische Unternehmer ins Leben zu rufen. Das haben wir getan und die erste *Beirut Conference for Entrepreneurs* fand 2013 statt unter dem Motto »Eine Wirtschaft, die der Menschheit dient«.

Der Libanon hatte lange den Ruf einer toleranten, friedlichen Oase im Nahen Osten. Trifft das noch immer zu?

Sfeir: Selbstverständlich! Zwei Päpste haben erst kürzlich den Libanon besucht und ihn als Land beschrieben, das die Botschaft an die Welt aussendet, dass Muslime und Christen einvernehmlich gut zusammenleben können. Ja,

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)



Menschen unterschiedlichen Glaubens leben hier solange friedlich zusammen, wie sich der Westen nicht einmischt. Die Voraussetzung für den Frieden in der Region ist, dass westliche Mächte nicht die Rolle des Zauberlehrlings spielen und meinen, autokratische Regime, die niemand schätzt, mit der sogenannten westlichen Demokratie ersetzen zu müssen. Diese Einmischung ist es letzten Endes, die für das Chaos und die tragische Situation gesorgt hat, die orientalische Christen und Muslime nun im gesamten Nahen Osten ausbaden müssen.

Harte Worte gegen die westliche Welt...

Sfeir: Wissen Sie, wir Entrepreneurere müssen am Ende jedes Jahres Bilanz ziehen und im Jahresabschluss unsere Ergebnisse und Gewinne offen legen. Was ist denn das Ergebnis westlicher Interventionen hier? Wie sehen die Errungenschaften aus, die der Westen erreicht hat, in dem er bestimmte Kräfte im Nahen Osten unterstützt hat und andere nicht? Ich kriege eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke.

Erfahren Sie in Ihrer täglichen Arbeit manchmal Diskriminierung, weil Sie ein gemischt-religiöses Team sind?

Sfeir: Nein, das ist noch nie passiert. In der libanesischen Gesellschaft leben Muslime und Christen noch immer größtenteils friedlich zusammen. Diskriminierung gibt es selten. Einige Menschen hier sagen, dass sich libanesische Christen und Muslime ähnlicher sind, als die Erstgenannten den westlichen Christen und die letzteren anderen Arabern. Das macht den Libanon zu einem so besonderen Ort. Und deshalb kann unser Land eine Brücke von der arabischen zur westlichen Welt sein.

[zurück](#)

3/3

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Beirut, Libanon: Eine Stiftung will junge Menschen zu Friedensmittlern machen und arbeitet dafür mit Schulen und Universitäten zusammen / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



»Wir reduzieren Menschen nicht auf ihre religiöse Identität«

Der Libanon ist ein Staat mit vielen Religionen. Die Stiftung *Adyan* will die Verständigung zwischen den Gläubigen fördern. Ein Gespräch mit der Gründerin Nayla Tabbara

Von Elisa Rheinheimer-Chabbi



FOTO: PRIVAT

Religiöse Vielfalt als Thema: Nayla Tabbara hat durchgesetzt, dass das in die Lehrpläne kommt.

Publik-Forum: *Frau Tabbara, was macht Ihre Stiftung eigentlich?*

Nayla Tabbara: Wir fördern religiöse Diversität und ein friedliches Zusammenleben. Der Name unserer Stiftung, *Adyan*, bedeutet *Religion* auf Arabisch. Wir wünschen uns eine Welt, in der Vielfalt sowohl von Individuen als auch von Gemeinschaften als Bereicherung empfunden und gelebt wird. Und für diese Welt arbeiten wir! Mithilfe von Workshops und Seminaren, durch Konferenzen und Jugendaktivitäten, an Schulen und mit Universitäten. Wir unterscheiden bei unserer Arbeit vier verschiedene Ebenen: eine soziale Ebene, eine politische, eine pädagogische und eine spirituelle. Auf allen diesen Ebenen sind wir aktiv.



Was war Ihre Motivation, Adyan mitzugründen?

Tabbara: Wir Gründer hatten die Idee, Räume zu schaffen, in denen Begegnungen von Menschen unterschiedlicher Kulturen und unterschiedlichen Glaubens möglich werden. Durch die Begegnung mit anderen, auch Andersgläubigen, erkennen wir, welche Schönheit in der Vielfalt unserer Welt liegt. Adyan haben wir aus der festen Überzeugung heraus gegründet, dass wir - Christen und Muslime - so viele Dinge gemeinsam haben, dass wir mehr als nur Gesprächspartner sein können: nämlich Menschen, die gemeinsam für zutiefst menschliche Werte eintreten - überregional, ja sogar transnational. Wichtig ist es aber, dass wir trotz der Gemeinsamkeiten zwischen uns die Unterschiede, die bestehen, nicht kleinreden.

Gründungsmitglieder sind Christen und Muslime. Gab es da aufgrund dieser unterschiedlichen Religionszugehörigkeit auch Probleme im Vorstand?

Tabbara: Die Harmonie im Vorstand überrascht immer wieder jeden, der den Libanon und unsere Art des Zusammenlebens nicht kennt. Natürlich haben die einzelnen Vorstandsmitglieder unterschiedliche Meinungen, aber das liegt nicht an der Religionszugehörigkeit, sondern einfach am Charakter! Jeder Mensch ist nun mal anders. Obwohl Adyan im interreligiösen Dialog sehr aktiv ist, reduzieren wir die Menschen nie auf ihre religiöse Identität. Stattdessen sehen wir den Menschen als Ganzes.

Können Sie Beispiele nennen, wie Adyan sich konkret für den Frieden einsetzt und Diversität fördert?

Tabbara: Wir bringen zum Beispiel religiöse Autoritäten mit Pädagogen und Aktivisten zusammen und diskutieren Fragen zu Islam und Friedenskonsolidierung. Wir bieten Trainingskurse zu interkulturellem Zusammenleben, Diskussionsrunden zu Religion im öffentlichen Raum und vielen weiteren Themen an. Außerdem ist uns die Vermittlung von Werten sehr wichtig. Wir haben ein breites Netzwerk aus Jugendlichen und ihren Familien, ehrenamtlichen Mitarbeitern und jungen Führungskräften, die die Werte unserer Stiftung, nämlich ein Zusammenleben in Harmonie und Frieden, verkörpern und leben. Sie sind Vorbilder und überzeugen dadurch andere.

Inwiefern arbeiten Sie mit Schulen zusammen?

Tabbara: Wir sind sehr stolz darauf, dass wir es geschafft haben, das Konzept »interkulturelle Bürgerschaft« im libanesischen Lehrplan des Bildungsministeriums zu verankern. Dabei geht es darum, dass Lehrer geschult und

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



für Pluralität und religiöse Diversität sensibilisiert werden. Gleichzeitig sollen Schülerinnen und Schüler zu selbstbewussten, aktiven Bürgern erzogen werden, die sich für eine offene und friedliche Gesellschaft engagieren. Zugehörigkeit, Nationalstolz, religiöse Identität sind Themen, die bei uns auf non-formaler Ebene zur Sprache kommen, zum Beispiel in Jugendclubs für 15- bis 18-Jährige. Wir kooperieren inzwischen mit dem Ministerium für Bildung und Hochschulwesen. Das Ministerium hat vor einigen Jahren beschlossen, unsere Programme flächendeckend an Schulen in allen Teilen des Landes zu etablieren. 2012 fand daraufhin eine große Bildungsreform statt.

Jugendliche sind also eine wichtige Zielgruppe für Sie?

Tabbara: Definitiv. Wir arbeiten auch mit Universitäten zusammen, und zwar sowohl national als auch international. Auf lokaler Ebene haben wir sogenannte Dialog-Clubs eingerichtet, und zwar an zwei Universitäten des Landes: an einer mehrheitlich von muslimischen Studenten besuchten Uni und an einer christlich geprägten. Über den Libanon hinaus reicht unser akademisches Programm *Adyan Understanding*. Seit 2010 arbeiten wir zum Thema religiöse Vielfalt und interreligiöse Beziehungen auch mit Universitäten in Europa zusammen. Wir diskutieren also religiöse Themen unter arabischem und westlichem Blickwinkel. Das funktioniert so, dass arabische und europäische Universitäten Kooperationen eingehen und Professoren dieser Unis unterrichten dann die Studenten gemeinsam. Jede Partner-Universität integriert diese Kurse in das reguläre Curriculum.

Sind die Teilnehmer Ihrer Projekte nicht Menschen, die anderen ohnehin schon offen und neugierig begegnen? Wie gewinnen Sie vorurteilsbeladene Menschen?

Tabbara: Interreligiöser Dialog sollte zu einem selbstverständlichen Teil jedes Menschen werden. Einige unserer Teilnehmer bringen unsere Werte schon mit, andere verändern sich während eines Workshops, öffnen sich und finden von einer eher vorurteilshaften Denkweise zu einer interkulturellen Haltung. Natürlich gibt es auch immer die, die sich innerlich zurückziehen und Veränderungen nicht zulassen. Wir planen deshalb, zukünftig gerade auch solche Leute für unsere Programme zu gewinnen, die zu extremistischen Haltungen neigen. Dabei arbeiten wir auch mit Imamen und anderen religiösen Führungskräften zusammen. Gemeinsam entwickeln wir Methoden und Werkzeuge, um Fanatismus auf der Grundlage des Glaubens und mithilfe religiöser Argumente zu begegnen und zu entkräften.

[zurück](#)

3/3

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Oran, Algerien: Die muslimischen Organisatoren feierten ihn als »Weltpremiere«: Den Kongress, der fragte, wie »weibliche Werte« Frieden schaffen / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)



»Das Wort den Frauen!«

In Algerien fand im Oktober vergangenen Jahres ein **Internationaler Kongress über die Weiblichkeit für eine Kultur des Friedens** statt. Organisiert wurde er von Muslimen, die überwiegend der sufistischen Strömung angehören

Von Lea-Verena Meingast

Es war ausgerechnet ein Mann, der den **Internationalen Kongress über die Weiblichkeit für eine Kultur des Friedens** organisierte: Der Algerier Cheikh Khaled Bentounès. Vom 27. Oktober bis zum 2. November 2014 fand unter seiner Regie im algerischen Oran und in Mostaganem ein Kongress statt, der unter dem Motto stand: »Das Wort den Frauen«.

Ziel des Treffens war es, die Rolle der Frauen bei der Friedensbildung und Friedensförderung zu unterstreichen und Vorschläge für das Fundament einer Friedenskultur zu finden. Denn überall auf der Welt sind gerade Frauen Opfer von Gewalt, Diskriminierung und Ungerechtigkeit. 3000 Gäste aus über 25 Ländern waren angereist, um über Frauen und den Frieden zu diskutieren.

»Frauen spielen eine wesentliche Rolle im Aufbau einer Friedenskultur, besonders dank des Einflusses, den sie auf die Erziehung in der Gesellschaft haben«, sagt Cheikh Khaled Bentounès von der muslimischen Sufi-Gemeinschaft **Alawiyya**. Er veranstaltete den Kongress gemeinsam mit Vertretern aus Algerien, Belgien, Deutschland, Kanada, Frankreich, Marokko und der Schweiz sowie der algerischen Stiftung *Djanatu al-Arif*.

»Die weiblichen Werte der Liebe, des Friedens und der Kooperation sind die Samen, die man säen muss, um die Welt von Morgen aufzubauen. Ohne die Frauen und ohne diese Werte kann sich die Friedenskultur nicht etablieren«, betonte Bentounès. Über die Wichtigkeit der Frau und des Weiblichen für die Menschheit nachzudenken, sei eine Reflexion, die auf der islamischen Tradition basiere und darauf ziele, eine tiefgreifende Veränderung der Gesellschaft in Gang zu setzen.

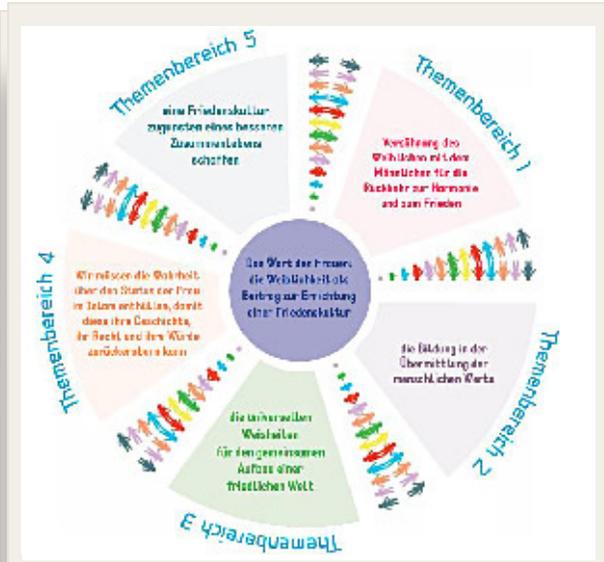
Für den Kongress kamen neben den Teilnehmern mehr als 50 Expertinnen und Experten zusammen, um mit ihrem Wissen und ihren Visionen zu Vorschlägen beizutragen, die das Fundament einer wahrhaften Friedenskultur legen könnten. Durch den Austausch sollte zur Stellung der Frau in der Welt, insbesondere in der islamischen Welt, beigetragen werden.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Fünf Schwerpunkte zum Thema Weiblichkeit wurden dabei behandelt: Verschiedene Sichtweisen zur Weiblichkeit, Ethik und Erziehung, Weiblichkeit in der Tradition und der Moderne, Ver- und Entschleierung, sowie Weiblichkeit und Friedenskultur. Neben Vorträgen und Diskussionen standen Workshops zu diesen Schwerpunkten auf dem Programm.

Die Gäste hatten zudem die Möglichkeit, sich weiterführende Ausstellungen anzusehen – beispielsweise über die Geschichte der Ver- und Entschleierung im Laufe der Traditionen oder über die Rolle der muslimischen Wissenschaftlerinnen und Mystikerinnen. Eine interdisziplinäre Ausstellung über »Kunst und Weiblichkeit« von bildenden Künstlern aus Algerien rundete das Programm ab. Zum Abschluss der Tagung fand eine Feier in einer grünen »Friedensoase« statt: Einem mit Palmen bepflanzten Park der Stiftung *Djanatu al-Arif* im nordalgerischen Mostaganem.

Der Kongress diente zu einem großen Teil auch dem Kontakteknüpfen: Die Teilnehmer verständigten sich darauf, pädagogische Netzwerke zu gründen und Arbeitsgruppen ins Leben zu rufen, die sich dem Thema Frauenrechte widmen. Ein weiteres Ergebnis: »Wir vereinbaren (...), die heiligen Texte im Lichte eines hermeneutischen Ansatzes neu (zu) interpretieren (...), damit die falschen Interpretationen, die das göttliche Wort entstellen und es sogar benutzen, um dem Leben ungerechterweise zu schädigen, ihre Rechtfertigung verlieren«, heißt es in der **Abschlussklärung**. Ob den vielen guten Vorsätzen nun auch Taten folgen, bleibt abzuwarten.



Oslo, Norwegen: Der »Europäische Rat religiöser Führer« lädt Politiker, Religionsvertreter und Friedensaktivisten zum Gespräch ein / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Gegen Splitterbomben und für HIV-Aufklärung

Der *European Council of Religious Leaders* hat seinen Sitz im norwegischen Oslo und gehört zur Organisation *Religions For Peace*. Das Motto: **Unterschiedliche Religionen, gemeinsames Handeln**

Von Lea-Verena Meingast



In Vielfalt vereint: Das Motto der Europäischen Union trifft auch auf den Interreligiösen Rat zu.

Der *European Council of Religious Leaders* (ECRL) vereint als interreligiöser Rat Vertreter aus verschiedenen Religionen: Juden, Christen, Muslime, Buddhisten, Hinduisten, Sikhs und Zarathustrier gehören dem seit 2002 existierenden Rat an. Insgesamt 45 Repräsentanten dieser in Europa präsenten Glaubensrichtungen sind im Rat vertreten.

Gemeinsam setzen sich diese Vertreter für Frieden und Versöhnung in Europa und auf der ganzen Welt ein. Die Vision des Rates stützt sich auf die Menschenrechte und das Recht, in Frieden zu leben. Werte wie gegenseitiger Respekt und Verständnis für religiöse Diversität bilden die Basis. Der Schwerpunkt des Rates liegt in der Reflexion über praktisch-ethisches Handeln und im Zusammenleben verschiedener Religionen.

Die Arbeit umfasst jährliche Treffen des Rates, aber auch die Teilnahme an Konferenzen sowie Delegationsbesuche in konfliktreichen Weltgegenden. Zusätzlich werden Erklärungen zur Friedensförderung verabschiedet und es wird versucht, ein interreligiöses Kontaktnetzwerk aufrechtzuerhalten. Zudem setzt sich der Rat für das Verbot von Splitterbomben ein.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Im Mai 2008 hat der ECRL gemeinsam mit einer italienischen Partnerorganisation ein interreligiöses Treffen im italienischen Rovereto organisiert. Unter den 250 Teilnehmern aus 35 Ländern waren Politiker, leitende Religionsvertreter und Aktivisten, die über die Werte und die Verantwortung sprachen, die im heutigen Europa nötig sind. Im März 2010 hat der ECRL außerdem ein erstmaliges Treffen von hohen Religionsvertretern zum Thema HIV und AIDS in den Niederlanden mit unterstützt.

Ende Dezember 2014 endete die Amtszeit des ECRL-Generalsekretärs Stein Villumstad. Der indischstämmige Brite Jehangir Sarosh hat sein Amt übernommen.

Der ECRL ist einer von fünf regionalen, interreligiösen Räten der Bewegung *Religions for Peace*. Diese internationale Organisation mit Hauptsitz in New York City will Friedensarbeit durch interreligiösen Dialog leisten. Seit 1961 organisiert sie weltweite Konferenzen mit Religionsvertretern und ist in über 70 Ländern vernetzt.



Paris, Frankreich: Cheikh Khaled Bentounès ist die persönliche Beziehung zu Gott wichtig. Doch Religion ist für ihn deshalb keine Privatsache / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

»Brücken statt Mauern bauen«

In seinem Leben dreht sich alles um das eine: Frieden. Cheikh Khaled Bentounès ist der spirituelle Lehrmeister des sufistischen Ordens *Tariqa Alawiyya*, Gründer der Muslimischen Pfadfinder in Frankreich und Initiator des Kolloquiums *Für einen Islam des Friedens*. Ein Porträt

Von Lea-Verena Meingast



Khaled Bentounès: Der »Weltkongress der Rabbiner und Imame« ist nur eines der Foren, in denen er aktiv ist.

Er trägt ein hellblaues Hemd, ein dunkelblaues Sakko und eine farblich passende Krawatte. Seine braunen Augen strahlen. Der 65-jährige Cheikh Khaled Bentounès wirkt entspannt und friedvoll. Er lächelt freundlich. Bentounès könnte einer der gutherzigen Lehrer sein, die man ein Leben lang nicht vergisst. Wenn er spricht, zieht er die Augenbrauen hoch und gestikuliert mit den Händen. Besonders stark wird seine Mimik und Gestik dann, wenn er emotional ist und auf etwas hinweisen möchte, das ihm am Herzen liegt.

»Viele Menschen konstruieren Mauern, aber keine Brücken«, sagt der algerische Franzose. Immer wieder betont Bentounès die Notwendigkeit des Dialogs von Menschen unterschiedlicher Religionen und Weltanschauungen. Nur so könne man dem Frieden in den heute zerrissenen Gesellschaften gemeinsam näherkommen.

[zurück](#)

1/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



FOTO: AIANET.NL

Muslimischer Friedensstifter: Als »spiritueller Meister mit außergewöhnlichem Tiefsinn« wird er beschrieben.

Frieden sei nicht die Abwesenheit von Krieg. »Frieden ist etwas ganz Anderes, etwas Inneres und betrifft jeden von uns auf der Welt«, sagt Bentounès. »Frieden betrifft die Familie, Paare, Kinder, die Beziehung zu Nachbarn, zum Staat und zur Menschheit«, erklärt er.

Geboren wurde Bentounès 1949 in Mostaganem in Algerien. Als junger Mann kam er nach Paris und studierte dort sowie in Oxford und Cambridge, bevor er als Geschäftsmann in Paris arbeitete.

Seit 1975 ist Cheikh Khaled Bentounès der spirituelle Lehrmeister des Sufi-Ordens *Tariqa Alawiyya*, einem Zweig des populären nordafrikanischen Sufi-Ordens der *Shadhiliyya-Darkawiyya*. Auch in Deutschland und in der Schweiz gibt es *Tariqa Alawiyya*-Gruppen. Die ehrenvolle Aufgabe hat Bentounès von seinem Vater übernommen. Er reist vor allem durch Europa, Afrika und den Mittleren Osten, um den Menschen die traditionelle Lehre des Sufismus zu vermitteln, dieser mystischen Strömung des Islams, deren

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Anhänger sich auf eine individuelle Beziehung zu Gott konzentrieren.

Die Liste seiner Tätigkeiten für den Frieden ist lang: Cheikh Khaled Bentounès hält Konferenzen und unterstützt den interreligiösen Dialog. 1991 gründete er die Muslimischen Pfadfinder in Frankreich, den sogenannten *Scouts Musulmans de France* (SMF). Die Bewegung ist von der französischen Regierung als offizieller Bildungsverein anerkannt und organisiert verschiedene Jugendprojekte.

Bentounès ist Vorstandsmitglied im islamischen Dachverband in Frankreich, dem *Conseil Français du Culte Musulman* (CFCM), der vom französischen Innenministerium ins Leben gerufen wurde. Im Jahr 2000 hat er das Kolloquium *Für einen Islam des Friedens* initiiert, das bei der UNESCO veranstaltet wurde.

Außerdem ist er Mitglied im *Weltkongress der Rabbiner und Imame*, der regelmäßig zu Friedenskonferenzen zusammenkommt. Im Laufe seines Lebens hat Bentounès mehrere Vereine für Friedensentwicklung und die sufistische Kultur in Europa und im Maghreb gegründet. Jüngst organisierte er im algerischen Oran einen *Internationalen Kongress über die Weiblichkeit für eine Kultur des Friedens*.

Cheikh Khaled Bentounès, der heute in Frankreich lebt, ist auch Pädagoge und Autor zahlreicher Werke. Sein bekanntestes Buch ist »Sufismus, das Herz des Islam«. Der Sufismus zeichnet sich durch eine innige Spiritualität aus und wird von vielen als offene, dialogbereite Strömung innerhalb des Islams wahrgenommen. Bentounès bestätigt diesen Eindruck: Er wünscht sich das Gespräch zwischen verschiedenen Religionen und Weltanschauungen und fordert: »Wir müssen Frieden in der Erziehung und Bildung unserer Kinder integrieren!«.

Der ehemalige Bischof von Oran, Pierre Clavarie, beschrieb ihn im Jahr 1982 mit den Worten: »Dieser spirituelle Meister besitzt einen außergewöhnlichen Tiefsinn und ist zugleich offen für all das, was andere religiöse Strömungen hervorbringen. Die Grundlage seines Wegs bildet die universelle Liebe. Er ist Prototyp für einen Islam des Dialogs und der Brüderlichkeit.«

Heute ist Cheikh Bentounès Ehrenpräsident der *Association Internationale Soufie Alawiya (AISA)*, jenem Verein in dem die *Tariqa Alawiya* mit ihren weltweit mehr als tausend Anhängern organisiert ist. »Ich weiß nicht, ob wir Frieden erreichen können, aber wir müssen es zumindest versuchen«, sagt Bentounès.

[zurück](#)

3/3

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Genf, Schweiz: Eine Französin gründet in der Schweiz eine Organisation, die will, dass Frieden auch in Schulen auf dem Lehrplan steht / *mehr*

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Frieden von klein auf lernen

Die Französin Delia Mamon hat 2005 die Organisation *Graines de Paix* (Samen des Friedens) in Genf gegründet. Ihr Ziel: interkulturelle Friedenserziehung soll in Schulen integriert werden. Fünf Fragen an Delia Mamon

Von Lea-Verena Meingast



FOTO: MARTIN GOOD

Frieden will von Kindesbeinen an gelernt sein: Delia Mamon fordert Friedenserziehung an Schulen.

Publik-Forum: *Frau Mamon, was ist Frieden für Sie?*

Delia Mamon: Ganz einfach: Frieden ist die spürbare Präsenz von Harmonie und nicht nur die Abwesenheit von Krieg. Um diese Harmonie zu erreichen, muss Frieden ein dynamischer Prozess zwischen den Personen sein. Das ist notwendig, damit alle Menschen in ihrer Vielfalt gut zusammenleben können. Das ist eine Bedingung für dauerhafte Weiterentwicklung und für das Leben selbst. Der Fokus von *Graines de Paix* liegt auf der Kultur des Friedens, also auf Werten und Kompetenzen, die es uns ermöglichen, menschlich und in gutem Einvernehmen miteinander zu leben.

[zurück](#)

1/2

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Warum haben Sie sich entschlossen, Graines de Paix zu gründen?

Ich konnte angesichts der Gewalt auf der Welt einfach nicht mehr passiv bleiben. Kriege haben mich aufgebracht, seit ich klein war. Die zweite Invasion im Irak hat besonders dazu beigetragen. Ich habe mir die Frage gestellt: Wie kann es sein, dass die Menschen nicht in der Lage sind, Frieden dauerhaft zu erhalten – trotz eines im historischen Vergleich hohen Bildungsstands der Weltbevölkerung; trotz der Gesetze, Verfassungen und Menschenrechte, die einen Rahmen für die Erhaltung des Lebens setzen; trotz unserer Religionen, die alle die *Goldene Regel* gemeinsam haben: Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst; und trotz all des unbeschreiblichen Leidens. Das war mein Motor.

Warum ist Ihnen gerade Friedenserziehung in Schulen so wichtig?

Um gegen Gewalt anzukommen, braucht es Programme, die ganze Generationen beeinflussen. Deshalb wollte unser Team Bildungsprogramme ins Leben rufen, die einen hohen sozialen Einfluss haben, die Gewalt verhindern, aber auch Erfolg in der Schule und Ruhe in der Gesellschaft fördern. Dafür versuchen wir mit ehrenamtlichen Unterstützern, Werkzeuge und Aktivitäten für die Schulen bereitzustellen, die eine dauerhafte Kultur des Friedens schaffen.

Wie fällt ihr Fazit nach zehn Jahren Arbeit für Graines de Paix aus?

Wir haben viele Jahre mit Konzeptionsarbeit und Umsetzung hinter uns und sind froh, den Kurs, den wir eingeschlagen haben, zu halten.

Gibt es Pläne für Projekte in der Zukunft?

Aktuell stellen wir für Frankreich und die Schweiz Schultaschen zur Friedenserziehung her, für vier- bis 12-jährige Schüler der Grundschulen. Wir bereiten außerdem Fortbildungen für Lehrer in Frankreich und der Schweiz sowie in französischsprachigen Ländern vor. In der Zukunft wollen wir unsere Präsenz in jenen Ländern stärken, in denen der Bedarf groß ist. Wir bekommen gerade viele Anfragen aus Afrika.



Bern, Schweiz: In Bern steht ein »Haus der Religionen« schon, in Berlin wird noch an einem gemeinsamen Gotteshaus gebaut / mehr

[◀ zurück zur Übersichtskarte](#)

Bausteine für den Frieden

In Bern wurde im vergangenen Jahr ein *Haus der Religionen* eröffnet. Auch in der deutschen Bundeshauptstadt soll ein *House of One* entstehen. Für eine Nachbarschaft von Judentum, Christentum und Islam in der Mitte Berlins

Von Bettina Röder



Offen für jede und jeden: Das »Haus der Religionen« in Bern will ein Ort der Begegnung und des Austauschs sein.

Bunte Gottheiten aus Holz thronen auf dem Dach des *Haus der Religionen* in Bern. Im Dezember vergangenen Jahres wurde es eingeweiht - und gilt als weltweit einmalig. Acht Religionen hat es unter seinem Dach vereinigt.

Der erste Ort der Begegnung ist für viele Besucher die ayurvedische Gesundheits-Küche mit einer Kantine im Foyer. Im Haus der Religionen wird zu so ziemlich allem eingeladen, was Kopf, Herz und Seele guttut: Von der Bildung und Kultur bis zum Fest, von der Mediation bis zur Taufe oder Hochzeit.

Vor wenigen Wochen wurde der Hindu-Tempel eingeweiht. Daneben gibt es im Erdgeschoss auch eine Moschee, im oberen Stockwerk einen kleinen Buddha-Tempel und zwei Kirchen. Die Religionsgemeinschaften haben schlichte, große Räume gemietet und sie nach ihrer Tradition ausgestaltet.

In einem dieser Räume thronen auf vielen kleinen, bunten Altären mit Säulen hinduistische Gottheiten aus Holz.

[zurück](#)

1/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Davor steht in schwarzen Socken der 29-jährige Francesco Hoegger aus Bern. Natürlich hat er wie alle anderen am Eingang die Schuhe ausgezogen. Er studiert an der Berner Sozialhochschule. Die Welt der Religionen interessiert ihn, seit er, wie er sagt, »radikal aufgehört« habe »zu kiffen, ständig am Computer zu spielen«. Ganz unvermittelt kommt dann plötzlich: »Wissen Sie, das habe ich hier gelernt: Liebe und Dankbarkeit sind das Wichtigste im Leben.« David Leutwyler, der 36-jährige Geschäftsführer des Hauses, ist es wichtig zu betonen: »Hier wird nicht bloß akademisch über die Religionen diskutiert. Hier werden sie gelebt.«

Sasikumar Tharmalingam ist hinduistischer Priester im *Haus der Religionen*. Und gleichzeitig Kellner in der Kantine im Foyer. In seinem Tempel, das ist ihm wichtig, werde auch gesagt, dass das Kastensystem, die Einteilung in reiche und arme Menschen, abgeschafft gehöre. »Und ich möchte Menschen in Not helfen.« So wie auch ihm geholfen worden sei. In diesem Haus, sagt er, solle »ein Platz für alle Menschen sein«.



Von Sri Lanka in die Schweiz: Sasikumar Tharmalingam arbeitet als Hindu-Priester im »Haus der Religionen« in Bern.

Mit vierzehn Jahren floh er aus Sri Lanka. Das war 1989, in dem Land herrschte Bürgerkrieg. Nachts kam der Geheimdienst, holte die Jungen ab. Sie wurden ermordet oder als Kindersoldaten verschleppt. Deshalb schickte ihn seine Mutter weg. Er floh in die Schweiz, nach Bern. Da wurde er gut aufgenommen. Nur die Liebe der Mutter fehlte. Seit Dezember vorigen Jahres ist das Haus der Religionen, für das er mit anderen gekämpft und gestritten hat, seine Heimat, Aufgabe und Erfüllung in einem.

Ein Haus der Religionen soll es zukünftig auch in Berlin geben, ein *House of One*, in dem Christen, Juden und

[zurück](#)

2/3

[weiter](#)

[zurück zur Übersichtskarte](#)



Wollen dafür sorgen, dass das »House of One« (Entwurf oben) Realität wird: Rabbiner Tovia Ben Chorin (links), Imam Kadir Sanci (Mitte) und Pfarrer Gregor Hohberg.

Muslime jeder für sich beten und sich dann gemeinsam treffen können. Dem Vorstand des 2011 gegründeten Vereins für das *House of One* gehören je zwei Juden, Muslime und Christen an. Anders als in Bern soll im Haus der Religionen in Berlin die architektonische Tradition der Gottesdiensträume gewahrt bleiben. Eine typische Synagoge, eine traditionelle Moschee und eine klassische Kirche sind geplant, gruppiert um einen runden Innenraum für Begegnungen, Veranstaltungen, Feste.

43 Millionen soll das neue Haus kosten, 150 000 Euro sind erst zusammen gekommen. Ende nächsten Jahres soll der Grundstein gelegt werden. Bis dahin hoffen die Initiatoren, zehn Millionen Euro eingeworben zu haben. Ein ehrgeiziges Ziel. Am *House of One* können aber auch Sie mitbauen: durch die *Spende* für einen Baustein.